

INS DASEIN GESUNGEN

BEA ESCHEN

Copyright © Bea Eschen 2018

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf ohne schriftliche Genehmigung des Urheberrechtsinhabers in irgendeiner Form oder mit irgendwelchen Mitteln, elektronisch oder mechanisch, einschließlich Fotokopien, Aufzeichnungen oder durch ein Informationsspeicher- und Abrufsystem, vervielfältigt oder übertragen werden.

VORWORT

Es handelt sich hierbei um ein fiktives Werk. Namen, Charaktere, Orte, Ereignisse und Vorfälle sind entweder das Ergebnis der Phantasie der Autorin oder werden fiktiv verwendet. Jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen Personen, lebendig oder tot, oder tatsächlichen Ereignissen, ist rein zufällig.

TRAUM

Riesige Wellen verschlucken das Land. Ich wälze mich in meinem Bett hin und her. Klare Bilder ziehen direkt an mir vorbei. Hochhäuser werden von der reißenden Flut unten erfasst, vom Fundament gerissen und zerfallen. Der an mir vorbeifließende Strom bringt Autos, Menschenleichen, Bretter, ganze Häuser und tote Tiere mit. Wellen von Meerwasser und schmutzigem Schaum geben dem Treiben noch mehr Kraft. Es dringt immer tiefer in das Land hinein – die Zerstörung ist von biblischem Ausmaß. Nichts mehr steht – ein Nichts im Nichts. Blitze schießen vom Himmel herunter. Sie entfachen kurze Feuer, die sofort von der Masse der Zerstörung gelöscht werden. Ein Mann steht auf einem Dach und klammert sich mit letzter Kraft an einen Schornstein. Eine Frau hält ihr Kind mit ausgestreckten Armen in die Luft, um ihm noch einen Bruchteil seines Lebens zu geben, bevor die nächste Müllwelle Mutter und Kind erreicht und beide vernichtet.

Dann plötzlich verändert sich das Bild vor mir in eine rote Wüste. Die stechend blendende Sonne zermürbt das

Land. Eine Gruppe schwarzer Menschen sticht aus dem Sand hervor. Sie sitzen um ein großes Feuer herum, das in der Mitte einer großen Sandinsel brennt. Sie starren vor sich hin.

Jemand flüstert mir ins Ohr:

„Hilf ihnen, den letzten Menschen dieser Erde. Schütze sie vor ihrem endgültigen Untergang.“

„Wie kann ich helfen?“, frage ich in meinem Traum.

„Schütze sie vor den Erinnyen, den Göttinnen der Rache. Sie rächen sich für moralische Vergehen, für Neid und Eifersucht. Sie bestrafen.“

„Wer immer du bist, du bist ein Idiot. Die griechischen Götter haben keine Macht über diese Menschen.“

„Wer bist du, um über Götter zu urteilen?“, fragt die Stimme, die sich jetzt teuflisch schrill anhört.

„Diese Menschen dort unten sind Aborigines! Sie leben seit über sechzigtausend Jahren auf unserem Planeten. Sie haben ihre eigenen Götter!“

Die Stimme verhallt im Nebel. Stille breitet sich aus.

In meinem Traum hören die Aborigines gespannt einem ihrer Elders zu. Er zeichnet sich durch sein Alter, seine Erfahrung, Weisheit und sein Wissen um die Traumzeit aus. Der alte Mann sitzt im Schneidersitz und stützt sich mit einem Stock ab, um sein Gleichgewicht zu halten. Sein wildes graues Haar reicht ihm bis auf die Schultern und sein ungekämmtter Bart berührt den Staub der Erde. Die Körperbemalung, bestehend aus Kreisen, Spiralen und Schlangelinien, deutet auf Symbole von indigener Bedeutung hin. Mit ruhiger Stimme erzählt er die Legende von dem wundersamen Frosch.

„Vor langer Zeit, in den Zeiten unserer Vorfahren, in der

Traumzeit, herrschte schreckliche Trockenheit. Die Bäume hatten keine Blätter, das Gras war gelb und verwelkt. Es wehte ein heißer Wind, der das vertrocknete Schilf am Flussufer rascheln ließ. Der brennende Sand der Wüste schimmerte wie eine silberne Lagune. Das Wasser hatte die Erde verlassen. Flüsse und Wasserlöcher waren ausgetrocknet. Das Meer hatte sich bis auf die tiefsten Täler der Erde zurückgezogen. Die Sonne stand wie ein feurig glühender Ball am wolkenlosen Himmel. Über dem Land gab es nur noch Schatten von Tod und Nacht. Viele Lebewesen waren an Durst gestorben.“

Eine leichte Luftbewegung lässt ihn für eine Weile verstummen. In einer kaum wahrnehmbaren Bewegung heben die Aborigines ihre Gesichter der Windbrise entgegen. Wie in Trance schließen einige von ihnen die Augen. An anderen bemerke ich, immer noch träumend, wie ihre Nasenflügel im Genuss des kühlenden Luftzuges beben.

Ich möchte wissen was sie riechen und wie sie fühlen und wehre mich dagegen, aufzuwachen. Ich muss die Geschichte bis zum Ende hören. Nach einer langen Stille fährt der alte Mann fort.

„Um eine Lösung zu finden, versammelten sich alle Tiere in der Mitte Australiens. Sie kamen aus weiter Ferne, von den Bergen, aus den verbliebenen Meerestälern, der Luft und dem Busch. Als alle angekommen waren, fanden sie heraus, dass ein Frosch namens Moloch das Wasser verschluckt hatte, was die Trockenheit verursacht hatte. Moloch hielt das ganze Wasser der Erde in seiner Blase fest. Er war aufgedunsen und konnte sich nicht mehr bewegen. Die Tiere setzten

sich in einem großen Kreis um den Frosch herum. Kängurus, Wallabys, Koalas, Opossums, Krokodile, Schlangen, Emus, Kraniche und andere Vögel. Zusammen verschworen sie sich gegen Moloch, das Wasser frei zu geben, um die Trockenheit zu beenden. Eine alte weise Eule koordinierte die Bemühungen aller Tiere. Ein Vogel, Lachender Hans genannt, versuchte als Erster sein Glück, den Frosch zum Lachen zu bringen, damit er das Wasser ausspuckte. Er saß auf einem Baum und lachte über seine eigenen Witze, bis er fast herunterfiel und sein Echo zurückkam. Aber Moloch wollte sich nicht rühren und starrte nur dumm vor sich hin, so dumm, wie nur ein Frosch starren kann. Das nächste Tier war eine Halskrause-Eidechse. Sie blies ihre Halskrause weit auf, aber der Frosch fand das nicht lustig. Dann versuchte der Kranich mit seinem Tanz den Frosch aufzumuntern, aber auch ohne Erfolg. Die Kängurus hüpfen und sprangen übereinander her, doch Moloch saß nur da und starrte alle an. Als die Tiere nicht mehr weiter wussten und nach einigen Streitereien untereinander, die von der alten weisen Eule gelindert wurden, meldete sich Nabunum, ein großer Aal, der aus einem tiefen ausgetrockneten Wasserloch kam. Keines der Tiere glaubte daran, dass Nabunum den Frosch zum Lachen bringen konnte, aber der Aal schlängelte sich so lange hin und her, bis er mit seinem Kopf sein Schwanzende berührte, und er wie ein Kreisel auf und nieder hüpfte und sich dabei selbst verknotete. Moloch öffnete seine verschlafenen Augen, sein Gesicht entspannte sich und er brach in ein Lachen aus, das einem Donner ähnelte. Das ganze Wasser der Erde kam aus seinem Körper geströmt. Es füllte die ausgetrockneten Flussbetten und Wasserlöcher und

überflutete das Land. Nur noch die höchsten Bergspitzen ragten heraus – wie Inseln im Meer. Die Flut tötete viele Menschen, Tiere und Pflanzen.“

Unter den Aborigines entsteht wieder eine lange Pause. Keiner von ihnen spricht ein Wort oder rührt sich. Sie sitzen immer noch im Kreis. Sie bewegen sich nicht und meditieren in der Traumzeit.

„Wir müssen Moloch finden“, sagt eines der Aborigine-Kinder in die Stille hinein.

Die Alten der Gruppe nicken übereinstimmend.

„Wir finden ihn unter der Erde. Dort verharrt er seit unserer Traumzeit und wartet darauf, herauszukommen, um seine Eier zu legen. Er ist jetzt sehr durstig und wird uns von der Flut befreien.“

„Wo ist er?“, fragt eines der Kleinsten.

„Mirabooka wird es uns zeigen“, antwortet einer der Ältesten und zeigt auf zum Himmel, an dem die Sterne wie Diamanten funkeln.

„Wer ist Mirabooka?“, fragt ein anderes Kind.

„Mirabooka ist unser Beschützer, der auf uns Aborigines aufpasst und dafür sorgt, dass es uns gut geht. Mirabookas Hände, Füße und Augen sind die Sterne des Kreuz des Südens – er ist der ewige Geist unseres Wohlbefindens und sieht auf uns herab. Er wird uns zeigen, wo sich Moloch versteckt.“

In meinem Traum verflüchtigt sich das Wasser um mich herum. Die Riesenwellen werden durch eine unsichtbare Kraft in das offene Meer zurückgezogen, die Zerstörung bleibt zurück, aber die überlebenden Menschen lachen vor Freude.

Ich drehe mich unruhig in meinem Bett hin und her. Jetzt führt mich mein Traum in die Zukunft. Hunderte von

Jahren sind vergangen. Grelles Licht erfüllt baumlose Straßen, die von überdimensionalen Wolkenkratzern mit Spiegelfassaden umgeben sind. Der Krach von umherfliegenden Drohnen und dem Verkehr ist ohrenbetäubend. Die Stadt stinkt nach Abgasen und Müll, der überall herumliegt. Ein gigantischer Frosch steht versteinert auf einem großen Platz. Die Menschen rätseln, wo der Frosch herkommt. Ein Aborigine-Elder namens Jika-Jika, der sich am Fuße des versteinerten Frosches niedergelassen hat, erzählt von der Legende des Frosches Moloch und seiner Versteinering, die eine Bestrafung dafür war, dass er zu gierig war und alles Wasser der Erde in seiner Blase festhielt, was eine große Trockenheit verursacht hatte. Seine Erzählungen werden von den Erwachsenen lächelnd aufgenommen. Kinder lieben ihn für seine Worte, die sie in eine Welt der Fantasie versetzen. Jika-Jika ist einer der letzten der verbliebenen Aborigines in Australien. Er erzählt, wie seine Vorfahren vor langer Zeit, in der Traumzeit, von den Geistern der Erde ins Dasein gesungen worden waren und wie der weiße Mann kam und die Seele der Erde zerstörte.

„Moloch verkörpert die Gier der Zerstörer“, sagt er und sieht dabei sehr traurig aus. Seine Augen sehen sorgenvoll in die Ferne und er scheint seine Zuhörer vergessen zu haben.

Immer noch träumend sehe ich, wie die Luft schwer wird und in Dunstschwaden und Nebel über das Land zieht. Die Nässe kommt. Gebäude verblassen und werden zu gespenstischen Silhouetten, die ins Nichts verschwinden. Es sieht furchterregend aus. Ein leichter Sprühregen dringt in jede Pore der Erde und übersättigt den Boden, bis er sich in eine stinkende Masse aus Schlamm verwandelt. Der Dreck der Stadt sammelt sich darin. Wie ein Platzregen trommeln jetzt die dicken Regentropfen erbarmungslos auf die Ober-

flächen der Bauten und Straßen. Menschen flüchten in ihre Häuser. Tiere suchen Schutz in Hauseingängen, Spalten und Ecken. Es stürmt. Das Meer wütet.

Mein grauenhafter Traum fängt wieder von vorne an. Riesige Wellen verschlucken das Land. Ich wälze mich in meinem Bett hin und her. Klare Bilder ziehen direkt an mir vorbei. Hochhäuser werden von der reißenden Flut unten erfasst, vom Fundament gerissen und zerfallen. Der an mir vorbeifließende Strom bringt Autos, Menschenleichen, Bretter, ganze Häuser und tote Tiere mit. Wellen von Meerwasser und schmutzigem Schaum geben dem Treiben noch mehr Kraft. Es dringt immer tiefer in das Inland – die Zerstörung ist von biblischem Ausmaß. Nichts mehr steht – ein Nichts im Nichts. Blitze schießen vom Himmel herunter. Sie entfachen kurze Feuer, die sofort von der Masse der Zerstörung gelöscht werden. Ein Mann steht auf einem Dach und klammert sich mit letzter Kraft an einen Schornstein. Eine Frau hält ihr Kind mit ausgestreckten Armen in die Luft, um ihm noch einen Bruchteil seines Lebens zu geben, bevor die nächste Müllwelle Mutter und Kind erreicht und beide vernichtet.

BEVOR SICH DAS Bild vor mir in eine rote Wüste verwandelt, wache ich auf. Ich bin nassgeschwitzt. Ich fürchte mich, als mir klar wird, dass ich denselben Traum zweimal geträumt habe. Neben mir atmet meine geliebte Frau Brolga friedlich vor sich hin. Sie ist schwanger mit Zwillingen und ihr Leib wölbt sich stark hervor. Langsam dreht sie sich auf die Seite und ihr regelmäßiger Atem entspannt mich. Ich lehne mich zurück und meine Gedanken führen mich in die eigene Vergangenheit, dorthin, wo alles begann:

URZEIT

Ich bin leidenschaftlicher Archäologe und habe mein Leben lang nach Fossilien und Knochen gegraben. Als ich damals von dem Fossilienfund erfuhr, war ich total begeistert. *Endlich wird sich meine Theorie bestätigen*, dachte ich. Noch nie hatte ich daran geglaubt, dass die Ureinwohner Australiens, die Aborigines, vor sechzig bis vierzigtausend Jahren entlang der asiatischen Südküste gekommen waren. Damals waren die Kontinente noch verschmolzen und der Weg übers Land wäre möglich gewesen. Die Genexperten basierten ihre Theorie auf Genflüssen, die eine Verbindung zwischen den Aborigines und afrikanischen Urvölkern beweisen sollten. Ich war durch die häufig unterbrochenen Genflüsse in den Menschenmigrationen kritisch geworden. Der Chef des Max-Planck-Instituts für evolutionäre Anthropologie hatte mich sofort angerufen, um mich über den Fund zu informieren und zu fragen, ob ich bereit wäre, nach Nordaustralien zu fliegen, um die Anatomie der Gebeine zu untersuchen. Hierbei ging es darum, festzustellen, ob es sich um die Gebeine eines Homo sapiens, des modernen Menschen, oder eines Homo

erectus handelte. Der Letztere lebte vor circa 1.9 Millionen Jahren. Dieser Urmensch war der Erste gewesen, der das Feuer benutzte und das Jagen zur Nahrungsversorgung einsetzte. Wenn es die Gebeine des Homo erectus wären, dann würde es meine Theorie stärken, dass die Aborigines in Australien entstanden waren.

Außergewöhnlich starke Regenfälle hatten die Knochen an einem Ort in der Nähe von der kleinen Stadt Kununurra freigelegt. Die Fundstätte war bis auf weiteres abgesperrt worden und die ortsansässigen Aborigines hatten den Ort als heilig erklärt. Die Gebeine durften aufgrund ihres spirituellen Wertes nicht entfernt, sondern mussten nach der Untersuchung wieder vergraben werden. Für die Aborigines sei ein solcher Fund nicht nur etwas aus der Vergangenheit, sondern auch ein Übergang in die Gegenwart und eine Fortsetzung in die Zukunft. Die australische Archäologie-Behörde betreute das Projekt und versicherte den ortsansässigen Aborigines eine ethische Behandlung des Fundes.

Das Max-Planck-Institut bezahlte meinen Flug, die Unterkunft und Lebenskosten für ein ganzes Jahr. Ich sagte begeistert zu.

Als ich in Darwin ankam, wurde ich von meinem Team, bestehend aus Ken und Peter, empfangen. Ich verbrachte die nächsten zwei Nächte in einem Hotel und diskutierte während des Mittag- und Abendessens das Projekt mit meinen beiden Kollegen. Beide Männer sprachen Deutsch, obwohl sie in Australien aufgewachsen waren und für die australische Archäologie-Behörde arbeiteten. Ken war ein Genforscher. Er sollte feststellen, ob die DNS des Neufundes mit früheren Funden des Homo sapiens übereinstimmte oder davon abwich. Im letzteren Fall würde der

Ursprung der Aborigines neu erforscht werden müssen, etwas, das er hoffte.

Am dritten Tag nach meiner Ankunft in Darwin fuhren wir mit einem Land-Rover über vierhundert Kilometer in Richtung Kununurra. An diesem Tag war es sehr heiß, als wir durch die rote Steppe fuhren, aber wir hatten eine gut funktionierende Klimaanlage und waren bester Laune, denn wir freuten uns auf das interessante Projekt.

Ich war sehr glücklich. Die Reise war mir genau zur richtigen Zeit angeboten worden. Seit meiner gescheiterten Ehe war ich etwas niedergeschlagen. Ich wusste, dass sich in meinem Leben etwas verändern musste, um wieder glücklich zu werden. Kinder hatte ich leider keine. Das war auch der Grund der Scheidung gewesen, denn meine ehemalige Frau hatte sich mit Händen und Füßen gegen eine Schwangerschaft gewehrt. Ihr war Karriere und Figur wichtiger gewesen.

IN KUNUNURRA ANGEKOMMEN, zeigte man mir mein Büro und das Labor. Da ich gerne in Gesellschaft bin, war ich froh, Ken und Peter mit in meinen Arbeitsräumen zu haben. Nahe der Arbeitsstelle hatte das Institut eine Unterkunft für mich angemietet. Eine schöne kleine Wohnung im dritten Stockwerk eines neuerbauten Wohnblocks. Die Räume waren lichtdurchflutet, nett ausgestattet und ich fühlte mich gleich wie zu Hause. Ein großes gemütliches Bett füllte fast das kleine Schlafzimmer aus, welches durch einen Balkon verlängert wurde. Von dort konnte ich über die kleine Ortschaft sehen – in der Ferne die rote Wüste und den Horizont. Im Wohnzimmer standen ein bequemes Sofa und ein Sessel. Auch die Gardinen gaben dem Raum Wärme und Behaglichkeit, die in sich als Muster kleine Kängurus

erkennen ließen. Die Küche reichte für meine Bedürfnisse – ein kleiner Esstisch mit vier Stühlen, ein Gasherd und ein Kühlschrank. Am ersten Abend fiel ich todmüde und zufrieden in mein Bett, nachdem ich ausgiebig geduscht und im Lokal gegenüber ein saftiges Steak gegessen hatte.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit meinen Kollegen bei Sonnenaufgang zu der Ausgrabungsstätte. Schon aus der Ferne hörten wir den Rhythmus der schlagenden Holzstöcke. Die Aborigines saßen mit fünfzehn Elders im Kreis um ihre heilige Stätte. Einer der Männer schlug die Schlagstöcke im Takt aneinander während die anderen wie in Trance vor sich hin sangen. So etwas hatte ich noch nie gesehen und ich schaute gespannt zu. Peter erklärte mir, dass der Fund für die Aborigines von enormer spiritueller Bedeutung sei. Da sich, nach ihrem Glauben, die Ereignisse der Traumzeit in Landmarken wie Felsen, Quellen oder Vorkommnissen aus der Vergangenheit manifestierten, sei dieser Fund ein Teil des komplexen Etwas, das erklärte, wie alles entstanden sei. Die Gegenwart ginge aus einem ständigen Schöpfungsprozess vor, die ihrerseits wiederum die Traumzeit mit neuen geschichtlichen Vorgängen füllte. Die Aborigines lebten nach den ungeschriebenen Gesetzen ihrer Traumzeit, die wir Nicht-Aborigines nicht verstünden.

„Das stimmt“, sagte ich, „es ist etwas schwer zu verstehen, aber ich bewundere und respektiere es. Könnten wir nur ein bisschen von dem spirituellen Sinn der Aborigines aufbringen, dann wäre unser Leben viel erträglicher. Die Gier nach materiellen Werten würde sich vermindern, um anderen, bereichernden Werten die Priorität zu geben.“

„Aber leider leben wir in einer anderen Welt als die Aborigines“, erinnerte mich Peter. Das brachte mich wieder in die Realität zurück.

Die Aborigines wichen nicht von der Stelle, als wir uns

näherten. Ich grüßte sie mit einem Hallo und Handzeichen, aber bekam keine Reaktion. Ein Kulturvermittler der Archäologie-Behörde namens Phil wartete schon auf uns. Nach seinen Gesichtszügen zu urteilen war er mindestens halb Aboriginal. Tiefsitzende, lächelnde Augen unter hervorstechenden Augenbrauen sahen uns freundlich entgegen. Phil trug sein langes, silbergraues und lockiges Haar offen, aber mit Gel kunstvoll gestylt, was ihm ein unkonventionelles Aussehen verlieh. Wir wurden der Gruppe Aborigines vorgestellt. Phil erklärte, dass wir alles versuchen würden, ihre Landrechte nicht zu verletzen, dafür sei aber echte Kommunikation wichtig. Das Archäologen-Team sei beauftragt worden, die Gebeine für eine begrenzte Zeit in einem Labor zu untersuchen. Einer der Elders erhob sich langsam und sagte in gebrochenem Englisch:

„Wir wissen, dass wissenschaftliche Forschung wichtig ist. Bitte versteht aber, dass es uns am Herzen liegt, so zu handeln, wie es uns unsere Vorfahren gelehrt haben.“

Wir nickten im Einverständnis. Mir fiel auf, dass die Gruppe der Aborigines den Augenkontakt mit mir und meinen Kollegen mied. Phil fuhr fort, dass das Team ein Jahr Zeit haben müsse, um Anatomie und Gene der Gebeine zu untersuchen. Nach den abgeschlossenen Untersuchungen werde alles wieder am Ort begraben. Die Gruppe beriet kurz untereinander in ihrer eigenen Sprache. Dann stand der Elder wieder auf und sagte:

„Ich fühle mit meinem Körper. Ich fühle die Bäume und wenn der Wind weht, dann fühle ich es. Ich fühle die Erde und was sie trägt, mit der ich eins bin. Du kannst es sehen – ich kann es fühlen. Daraus bin ich gemacht.“

Phil nickte. Ich war gerührt und meine Kollegen erleichtert. Die Aborigines waren einverstanden.

. . .

WÄHREND DER NÄCHSTEN Wochen entwickelte sich ein gewohnter Tagesablauf. Nachdem die Knochen dem Fundort professionell entnommen wurden, brachte man sie gut verpackt in mein Labor. Trotz unserer langen Arbeitstage, die teilweise vierzehn Stunden betrugten, verstanden wir uns gut und ab und zu tranken wir freitags nach Dienstschluss noch ein Bier zusammen.

BROLGA

An einem Wochenende freute ich mich auf eine Tanzvorführung, für die ich schon vor einiger Zeit eine Eintrittskarte gekauft hatte. Obwohl ich von den vielen Überstunden sehr müde war, raffte ich mich auf, dorthin zu gehen. Ich interessierte mich schon immer für Ballett und wusste, dass das Tanz-Ensemble in Australien für ausdrucksvolle Vorführungen bekannt war. Durch Tanz und Musik versuchte man, die Kultur und Traditionen der Aborigines zu übermitteln. Diese besondere Tanzvorführung sollte Ideen von Zeremonie, Verbindung und Verwandlung zwischen dem menschlichen Geist und dem Geist des Brolgas darstellen, ein großer australischer Vogel benannt nach der Legende von Brolga, dem tanzenden Vogel.

Gespannt saß ich in der ersten Reihe. Ich hatte mich, wie nach deutscher Sitte, in Schale geworfen und war gekleidet in einer schicken Hose und weißem Hemd.

Der Vorhang ging auf und die Vorstellung begann mit einer jungen Tänzerin, die, benannt nach der Legende und dem Vogel, auch Brolga hieß. Sie war mit einem engen,

ausgefransten, weißen und mit silbergrauen Federn besetztem Kleid geschmückt. Ihr schlanker Körper stellte den langen Hals eines Kranichs dar. Sie schien sich in ihrer Umgebung wohl zu fühlen, denn sie tanzte selbstsicher und graziös. Ihre mystischen Bewegungen ahmten die des australischen Kranichs nach. Sie befand sich jetzt in der heiligen Stätte des großen Vogels, der in dem Sumpfgebiet des Arnhemlands lebte. Sie spielte, schaute, imitierte und entdeckte die zauberhafte und sinnliche Natur. Wie der Vogel platzierte sie ihre Beine vorsichtig vor sich, während sie ihre Arme auf dem Rücken verschränkt hielt, was die am Körper gehaltenen Flügel darstellen sollte. Geschmeidig beugte, streckte und bog sie ihren Körper in alle Richtungen. Brolga schwang und schwebte mit dem Rhythmus der begleitenden Musik, die, inspiriert von dem Geist der heiligen Stätte, von der Landschaft, der Luft und der Erde mit irdisch-magischen Tönen durchsetzt war. Sie wusste, dass sie das Geheimnis vom heiligen Wissen des großen Vogels hüten musste.

Mit dem Klang des Didgeridoos trat das Ensemble ein. Der Rhythmus und die Stimmung veränderten sich durch ein schnelleres Bewegungsmuster. Der Fokus war jetzt nicht mehr die einzelne Tänzerin. Das Spotlight verließ sie und ein neues, helleres Licht schloss das ganze Ensemble ein. Es bestand aus einer Schar mehrerer Kraniche, die Brolga auf ihrem Weg der Entdeckung und Verwandlung beschützen und belehren sollten. Erst schien sie sich unsicher zu fühlen, denn ihre Arme schwangen wie die Flügel eines aufgescheuchten Vogels. Das Ensemble umkreiste die Haupttänzerin, manchmal kam es näher und dann entfernte es sich wieder von ihr. Das Verhalten des Vogels wurde durch die Sprünge und ruckartigen Kopfgebärden deutlich, die die

Wachsamkeit des Kranichs nachahmten. Langsam nahm sich Brolga dem Tanz des Ensembles an, das ihr hiermit das heilige Wissen des großen Vogels übertrug. Mehr Tänzerinnen, geschmückt mit Federkleidern, kamen auf die Bühne. Die Hintergrundgeräusche glichen jetzt kreischenden Vögeln an einem Brutplatz. Die Tänzerinnen reagierten aufeinander und ihr einzelnes Spiel verwandelte sich zu einem kollektiven Tanz. Am Ende gab sich Brolga ihren Artgenossen vollkommen hin – sie schien zu verstehen, dass sie ein Teil dieser Schar war. Zum Ende des Tanzes befand sich jede Tänzerin kniend und in geduckter Haltung auf dem Boden – eins mit der Erde und eins mit der Traumzeit.

Die Aufführung faszinierte mich, aber Brolga, die Haupttänzerin, faszinierte mich noch mehr. Sie war wunderschön. Mit schwarzem lockigen Haar, großen braunen Augen und einem entspannten Gesicht. Ich wusste es nicht auszudrücken, aber sie hatte etwas ganz Besonderes, etwas, was ich an anderen Frauen immer vermisst hatte. Brolga war sanft, warmherzig, tiefsinnig, empfindsam und extrem feminin. Sie hatte es geschafft, ihre innere Ausgeglichenheit mit ihrem ausgewogenen Tanzstil ans Licht zu bringen. Sie hatte es auch geschafft, das Wesentliche, bestehend aus dem geistlichen Sinn der Legende und deren Übertragung auf das Menschliche, in ihrer Tanzkunst als Vollkommenheit zu formulieren. Ich musste sie treffen.

AM NÄCHSTEN MORGEN, nach einer Nacht voller Träume, in denen der Kranich mit immer neuen Federkleidern erschien und sich auf geheimnisvolle Art ständig verjüngte, ging ich noch vor Dienstantritt in ein Blumengeschäft und gab dort die Lieferung eines großen bunten Blumen-

straußes an Brolga, Haupttänzerin des Tanz-Ensembles, in Auftrag. Dazu schrieb ich ihr eine Nachricht:

„Ich habe Ihre wunderschöne Tanzaufführung sehr genossen. Darf ich Sie sehen? Meine Mobilnummer ist 0518863780. Michael.“

Zwei Tage später bekam ich endlich eine SMS zurück.

„Danke für die Blumen. Sind Sie der Herr aus der ersten Reihe mit dem weißen Hemd?“

Ich war über die Frage verwundert. Das Publikum hatte aus einer bunt gemischten Menschenmenge bestanden, von der viele nach meinem Geschmack etwas zu salopp gekleidet waren. Mir war aufgefallen, dass ich fast der Einzige gewesen war, der ein weißes Hemd trug.

„Ja, der bin ich. Darf ich Sie heute Abend um 19.00 Uhr beim Rusty Pelican zum Essen einladen?“

Es war das beste Lokal in der näheren Umgebung, bekannt für gutes Essen und warme Atmosphäre.

„Okay, bis dann“,

kam eine Nachricht zurück.

Ihre Antwort war kurz und bündig, fast schon arrogant, aber löste in mir eine solche Freude aus, dass ich am ganzen Körper erzitterte und meine Augen feucht wurden.

NOCH NIE ZUVOR HATTE ICH ein Problem mit der Auswahl

meiner Garderobe gehabt, aber diesmal war ich ratlos. Die Anspielung auf mein weißes Hemd verunsicherte mich.

Ich überlegte, ob Jeans und T-Shirt für den Anlass passen würde. Nach langem Hin und Her entschied ich mich für meine neue enge Jeans und ein weißes T-Shirt. Dazu die Adidas-Schuhe und meine Lederumhängetasche, die ich sehr liebte. Sie war seit Jahrzehnten ein ständiger Begleiter von mir auf meinen vielen Reisen gewesen und das abgegriffene Leder und die vielen Fächer gaben ihr einen besonderen Chic.

ZEHN MINUTEN zu früh kam ich in dem Lokal an. Ich wählte einen Tisch am Fenster, denn es war noch zu heiß, um sich draußen niederzulassen. Die kühle Luft der Klimaanlage war angenehm, besonders auch, weil ich etwas nervös war. Dann sah ich sie kommen. Brolga hatte sich etwas verspätet und lief schnell auf das Lokal zu. Ich winkte ihr zu und erhob mich, als sie an den Tisch trat.

„Guten Abend, ich heiße Michael Sturm.“

Ich verbeugte mich leicht vor ihr und mein Blick streifte ihren wunderschön geformten Körper. Der tiefe V-Ausschnitt ihres Kleides betonte ihre vollen Brüste und lies mich sie unmittelbar begehren.

„Danke, dass Sie gekommen sind. Ich habe mich sehr darauf gefreut, Sie kennenzulernen“, sagte ich heißer.

„Hallo, ich bin Brolga – aber das wissen Sie ja bereits.“

Wir setzten uns an den Tisch und sahen uns schüchtern an. Jahre später erzählte sie mir, was sie in diesem Moment dachte; Ich war nicht der Typ von Männern, die sich erfolglos mit ihr verbinden wollten. Ich war nicht nur groß und schlank, sondern war auch schön gewachsen. Meine eng

anliegende Kleidung deutete auf meinen muskulösen Körper hin, was sie sehr sexy fand, obwohl ihr auch meine leichte Rückenkrümmung auffiel, die sich durch meinen Beruf über die Jahre eingeschlichen hatte. Außerdem gefiel ihr mein markantes Gesicht und sie sagte, meine tiefblauen Augen funkelten an diesem Abend wie die Sterne am Himmel.

An diesem unvergesslichen ersten Abend zusammen hatte sie sich für ein locker sitzendes Sommerkleid entschieden. Das fremde Muster dieses Stoffes faszinierte mich und ich sagte einfürend:

„Ihr Kleid ist interessant. Was ist das für ein Muster?“

„Das sind aboriginal Symbole. Die blauen Kreise stehen für Wasserlöcher.“

Ich schaute genauer hin. „Und diese Spiralen und Striche?“

„Hügel und Feuer.“

Sie sah mich mit einem durchdringenden Blick an und fuhr fort: „Sie müssen verstehen, dass die Bedeutungen der Symbole vom Stamm, der Herkunft und dem Stil des Künstlers abhängen. Aber generell gesehen beziehen sich die Symbole immer auf landschaftliche Merkmale. Ganz abgesehen von dem mythologischen Unterton.“

„Das ist sehr interessant.“

Nach einer kurzen Pause wechselte ich das Thema. Ich wollte nicht aufdringlich sein. Vielleicht war sie empfindlich, wenn man sie auf ihre indigene Identität gleich im ersten Rendezvous ansprach.

„Ich möchte Ihnen zu Ihrer Vorführung gratulieren. Es war ein Erlebnis, Ihnen zuzusehen.“

„Vielen Dank. Das ist sehr nett von Ihnen“, sagte sie lächelnd.

„Was bringt Sie nach Kununurra? Lassen Sie mich raten

... Sie sind Archäologe und mit dem Fund der Gebeine beschäftigt.“

Ich war verblüfft. „Ja, woher wissen Sie das?“

„Kununurra ist wie ein Dorf, es spricht sich alles schnell herum“, antwortete sie. „Und außerdem fallen Sie mit ihrem Aussehen hier sehr auf.“

Schon wieder eine Anspielung auf mein Aussehen. Ich war aufs Neue verblüfft.

„Wahrscheinlich sehe ich nicht wie ein Australier aus. Kann ja auch nicht sein, denn schließlich bin ich Deutscher.“

„Genau“, sagte sie, lachte und studierte dann die Speisekarte.

Währenddessen betrachtete ich sie. Sie hatte ein interessantes Gesicht mit europäischen und indigenen Gesichtszügen. Ihre Augen fast schwarz und mysteriös – kein direkter Blick, sondern eher träumerisch, jedoch tief und von langen dicken Wimpern umgeben. *Diese Augen sind vollkommen – sie brauchen keine Schminke*, dachte ich. Volle, leicht bemalte rötliche Lippen, eine etwas breitere, aber kleine Nase und lange lockige schwarze Haare im Nacken leicht zusammengebunden. Insgesamt hatte ihr Gesicht eine entspannte und selbstsichere Ausstrahlung.

„Seit wann tanzen Sie schon?“

„Ich wurde ins Dasein gesungen und bin tanzend aufgewachsen. Meine Großmutter war auch Tänzerin.“

Ich stutzte. Ins Dasein gesungen? Hatte ich das nicht geträumt?

„Und Ihre Mutter?“, fragte ich.

„Meine Mutter ist verstorben. Meine Großmutter hat mich aufgezogen und mir die Weisheiten unserer Vorfahren gelehrt.“

Ich kam aus dem Staunen nicht mehr heraus und

entschied mich, ihr eine Chance zu geben, Fragen zu stellen und vertiefte mich in die Speisekarte.

Wir entschieden uns für unterschiedliche Mahlzeiten, aber für den gleichen Rotwein. Es wurde ein sehr gemütlicher Abend. Der Gesprächsstoff war unendlich, denn wir hatten unterschiedliche Vergangenheiten und Lebensphilosophien, in denen unsere Gegensätze und Gemeinsamkeiten hervorkamen. Gegensätze aufgrund unserer verschiedenen Herkunft, Prioritäten und Werte.

Meine Eltern waren wohlhabend und ich hatte das Glück, dass sie eine harmonische Beziehung führten, die sie auf die eine oder andere Weise auf uns Kinder übertrugen. Ich wuchs in einem großen Haus mit drei Geschwistern auf. Meine Ausbildung schloss ich mit einem Dokortitel in Archäologie ab. Mein anschließendes Arbeitsleben verlief interessant und herausfordernd. Ich bereiste viele Länder, worauf sich meine Weltansicht auf Politik und Wirtschaft gründete, was mir eine rationale und geradlinige Denkweise verschaffte. Doch Religion war etwas, das mir fern lag. Ich hatte weder eine Verbindung zum Göttlichen noch fühlte ich mich eins mit der Natur, sondern eher als ein separater Teil davon.

Brolga war genau das Gegenteil. Sie war als Einzelkind aufgewachsen, hatte keine formale Ausbildung und tanzte aus ihrer mitgegebenen Fähigkeit heraus, in der sich ihre innige, tiefe Verbundenheit mit allem zeigte. Ihre Kindheit war geprägt durch den vorzeitigen Tod ihrer Eltern und die Obhut ihrer Großmutter. In ihrer Kultur war das vollkommen normal, denn Großeltern übernahmen zum größten Teil die Erziehung ihrer Enkelkinder, indem sie ihnen das Wissen und die Traditionen der Vorfahren lehrten. Brolga lebte und fühlte die Verbindung zur geistlichen Welt, aber ihr Wissen über weltliche Dinge war elementar.

Unser gemeinsames Interesse galt der antiken Vergangenheit, was jedoch auf völlig unterschiedlichen Perspektiven beruhte. Ihre war die Beziehung zum Geist ihrer Vorfahren und dessen Gesetze, Legenden und Lieder. Mein Interesse galt den Artefakten und der Menschheitsgeschichte.

Zwei Menschen aus verschiedenen Welten, die sich an diesem Abend im Bann ihrer erotischen und unwiderstehlichen Anziehungskraft badeten.

VON DA AN TRAFEN wir uns sehr regelmäßig. Erst ein Mal wöchentlich, um gemeinsam zu Abend zu essen und entspannt dabei zu plaudern. Später zu Spaziergängen. Bis zu jenem Abend, als ich sie nach einem unserer Restaurantbesuche in meine Wohnung zu einem Getränk einlud. Die Luft zwischen uns knisterte und irgendwann fingen wir an, uns zu lieben und Zärtlichkeiten auszutauschen. Brolga war geschmeidig und weich, liebkosend und warm. Sie streichelte mich für Ewigkeiten, ein Vorspiel für die anschließende Verschmelzung unserer Körper, die mich fast wahnsinnig machte. Meine Lust auf sie war unstillbar. Gierig sog ich ihren Geruch ein, schmeckte ihren Körper, fühlte ihre sanfte Haut und erwachte danach wie aus einem Traum. Ich fühlte mich hilflos gegenüber ihrer so außergewöhnlichen Schönheit, die ebenso tief aus ihrer Seele zu kommen schien wie ihr sanfter Charakter. Manchmal war sie vorhersehbar für mich, manchmal vollkommen außer Reichweite. Ich war fasziniert. Zunehmend und hingebungsvoll begehrte ich das Etwas, das sie mir bei jeder Gelegenheit vermittelte. Es war, als ob sie mir eine starke Droge verabreichte, von der ich abhängig wurde. Je mehr Zeit ich mit ihr verbrachte, desto mehr zog sie mich an. Sie

füllte eine Leere in mir, von der ich nicht gewusst hatte, dass sie existierte.

Bevor ich sie kennenlernte, dachte ich, ich würde mein Leben meistern, so wie es war. Bis mir eines Tages klar wurde, dass ich viel mehr wollte. Lebendig sein, lieben und geliebt werden. Wahrscheinlich hatte ich unbewusst mein ganzes Leben lang nach ihr gesucht. Ich wollte nur sie. Ich fühlte sie in der Luft, sehnte mich nach ihrem Lächeln und ihren zufälligen Berührungen. Jeden Tag liebte ich sie mehr. Brolga gewann mein Herz und ich wusste, dass es bei ihr sicher war.

Ihre Reaktion war emotional und durchtränkt mit ihrer weiblichen Urkraft. Sie nahm meine verehrende und liebende Hingabe wie ein kostbares Geschenk an, welches sie hütete und pflegte und in Form von ewiger Liebe und Fürsorge zurückgab. Dabei vergaß sie nie ihren tiefsitzenden Sinn für ihre Kultur, den Respekt für ihre Vorfahren und Tradition und die Wichtigkeit, die Geschichte ihrer Vorfahren durch ihren Tanz weiterzuvermitteln. Sie blieb trotz aller Liebe zu mir immer ganz sie selbst.

Natürlich saß ich bei jeder ihrer Aufführungen in der ersten Reihe. Wie könnte ich mir dieses wundervolle, tief berührende Schauspiel entgehen lassen? Und aus meiner Sicht tanzte sie nur für mich. In einem unserer intimen Momente hatte ich ihr das gestanden, doch davon wollte sie nichts wissen, denn ihr Tanz hatte für sie völlig andere, tief-spirituelle Gründe. Sie war eins mit der Legende ihrer Vorfahren. Sie war eins mit ihren Vorfahren in der Traumzeit. Sie hütete diesen Bereich ihres Lebens wie ein Heiligtum, aber war in diesen Momenten für mich unerreichbar, weil sie ganz in sich selbst zu Hause war.

Ich hingegen war von Grund auf anders und zudem fühlte mich in diesem Land und der Kultur noch fremd.

Diese Tatsache verursachte alle möglichen Diskrepanzen, die anfangs lustig und interessant waren, mich aber mit der Zeit störten. Brolga war in ihre Umgebung hineingeboren worden, ihre Wurzeln waren hier, daher fühlte sie sich geborgen. Sie wusste über alles Bescheid, was in ihrer näheren Umgebung passierte. War an die Nahrung, das Verhalten der Menschen und heiße Klima gewöhnt, was mir noch zu schaffen machte. Sie hatte langjährige Freunde und Verwandte, mit denen sie Zeit verbrachte, während ich bei der Arbeit war.

Ich dagegen folgte stur meiner Routine von Arbeit und Zuhause, nicht nur, weil ich die meiste Zeit erschöpft war, sondern auch, weil ich mich mit ihr allein in meiner Wohnung wohl fühlte. Langzeitlich reichte ihr diese Zweisamkeit jedoch nicht aus und so beschloss sie energischsanft, mich in ihren Bekanntenkreis einzuführen.

Anfangs fühlte ich mich wie ein Außenseiter, aber je mehr ich die Mentalität der Menschen kennenlernte, desto mehr bemühte ich mich, mich zu integrieren. Doch die kulturellen Unterschiede waren offensichtlich und schwer für mich zu überwinden. Ich konnte mich nicht an Einzelheiten wie den fehlenden Händedruck bei der Begrüßung, das schrecklich schmeckende Bier und die Faszination für Rugby gewöhnen. Obwohl es sich nur um Kleinigkeiten handelte, musste ich täglich damit leben. Und da gab es diese für mich befremdliche Trennkultur von Mann und Frau, an die ich mich nicht gewöhnen konnte. Auf Partys oder in Kneipen standen und plauderten die Frauen getrennt von den Männern. Die Geschlechter vermischten sich also nicht so leicht, wie ich es kannte, abgesehen von den Paaren. Dann das Koma-Trinken, was ich als entsetzlich empfand! Einheimische Jugendliche und Erwachsene tranken bis zum Umfallen und wenn sie nicht umfielen,

dann wurden sie gewalttätig und hatten schockierende Schlägereien auf der Straße.

DIE GEMEINDE der Kleinstadt war gemischt. Die starken Strömungen, die von der Präsenz der Aborigines aus dem Norden Australiens herrührten hingegen den europäisch-abstammenden Australiern, ließen Menschen mit von Grund auf verschiedenem Hintergrund zusammenleben und sich zu einer eigenständigen Gemeinschaft entwickeln.

Zur Erntezeit gab es Zustrom von jungen Menschen aus aller Welt. Während der Arbeitswoche ernteten sie Früchte in den Obstplantagen, aber an den Wochenenden besuchten sie die wenigen Kneipen und erfüllten die lokale Atmosphäre mit neuen Verhaltensweisen, Sprachen und Aussehen. Brolga liebte es, unter ihnen zu sitzen, zu beobachten und das eine oder andere Gespräch zu führen. Ich war etwas zurückhaltender, da ich mir der Flüchtigkeit des Augenblicks bewusst war. Ich wollte meine Energie nicht für belanglose und sich immer wiederholende Gespräche verschwenden. Wo kommst du her? Wie lange bleibst du? Was machst du sonst so? Meine Energie galt nur ihr, und ich genoss es, wenn sie sich amüsierte, denn für sie waren die Fremden interessant.



DIE UNTERSUCHUNG der Gebeine deutete darauf hin, dass es sich bei diesem Menschen um eine Mischung zwischen *Homo erectus* und *Homo sapiens* handelte. Die Forschung über den Ursprung der Aborigines wurde immer komplexer und mein Vertrag wurde auf ein weiteres Jahr verlängert. Die

Wissenschaftler schlachteten jede mögliche Theorie aus. Sogar die Genexperten waren über diesen Fund verwirrt. Ein Hybrid? Das hieße ja, dass während des Pleistozäns vor circa zwei Millionen Jahren zwei Bevölkerungen in Australien lebten, nämlich der Homo erectus und der Homo sapiens, und dass der moderne Aborigine von einer Hybridisierung dieser zwei Bevölkerungsgruppen abstammte. Der Neanderthaler wäre in diesem Teil der Welt offenbar nicht entstanden.

Brolga nahm die Situation mit Vorbehalt auf. Sie hatte einmal gesagt, dass die Aborigines schon viel länger existierten, als sich das der Mensch heutzutage vorstellen könnte. Der Zeitraum sei unendlich. Während sie diese Worte sprach, sah sie abwesend in die Ferne. Es war einer ihrer traumzeitlichen Momente, in denen sie für mich unerreichbar war.



MEIN WUNSCH, eine Familie mit ihr zu gründen, wuchs in mir wie eine Pflanze, die eine wunderschöne Blüte formte und aus deren Saat sich ein neuer Keimling bildete, der sich wiederum in eine wunderschöne Blume entfaltete. Es war nicht das erste Mal, dass ich es mir wünschte, aber noch nie mit solch gefühlter Intensität. Meine damalige Frau wollte absolut keine Kinder. Ich liebte sie und hatte ihr zuliebe meinen Kinderwunsch begraben. Nun stieg er neu erweckt wieder in mir auf. Die Frustration über das Verdrängen meines Kinderwunsches hatte mich damals sehr getroffen. Jetzt war ich erleichtert und richtig froh, dass ich mit Brolga statt mit meiner Frau aus der Vergangenheit diesen Wunsch erfüllen konnte. In echter Liebe, denn mit Brolga war alles anders.

Es war an einem milden Abend. Wir saßen auf meiner

Terrasse und genossen den kühlenden Wind, der uns leicht ins Gesicht wehte. Die weite Steppe vor uns glühte noch in der Hitze der untergehenden Sonne des Spätnachmittags. Der riesige Feuerball senkte sich langsam über dem Horizont und ein angenehmes Abendlicht breitete sich aus. Die Grillen fingen an zu zirpen und die Vögel sangen im Einklang mit der Abenddämmerung. Brolga sah mich erwartungsvoll an. Sie schien zu spüren, dass mich etwas bewegte und erfasste zärtlich meine Hand.

„Es gibt nichts, was du mir nicht sagen kannst“, sagte sie.

„Ich weiß, mein Liebling.“

Es entstand eine längere Pause, in der wir uns liebevoll ansahen.

„Es wäre schön, wenn wir Kinder bekämen.“

„Ja, das wäre es“, sagte sie, ebenfalls tief bewegt und berührt. Dann umarmten wir uns. Ich fühlte mich befreit und überglücklich. Tief in meinem Inneren war ich mir sicher, dass alles seinen Lauf nehmen würde, einfach und unkompliziert, ohne Zwang oder Druck, mit Liebe und Geduld.

ABER BROLGA WURDE NICHT SCHWANGER.

Ich wusste, dass ich gesund und zeugungsfähig war, weil ich vor Jahren einen Test hatte machen lassen. Eine ärztliche Untersuchung, zu der Brolga sich nach langen Diskussionen bereit erklärte, bewies bei ihr das Gleiche.

„Ich muss nach Goorrandalng“, verkündete sie entschlossen.

„Was willst du denn da?“

„Es ist ein besonderer Ort, der mit der Urkraft meiner Vorfahren durchtränkt ist, die ich in mich eindringen lassen will.“

Wie so oft war ich über ihre Antwort verwirrt, weil ich mich auf ihrer spirituellen Ebene verloren fühlte. Stattdessen läuteten sofort die Alarmglocken und mein Beschützer-Instinkt kam durch.

„Ein Ort mit Urkraft? Ich komme natürlich mit.“

„Nein, mein Lieber. Dahin kannst du nicht mitkommen, denn dieser Ort ist nur für Frauen.“

„Aber wo ist das? Und was genau willst du dort?“

„Es ist ein heiliger Ort aus der Traumzeit, im Keep River National Park im Wiram-Country. Frauen gehen dort hin, um schwanger zu werden. Dort gibt es eine Quelle, Bingi-Bingi, was übersetzt auch schwanger heißt. Nach der Goorandaling-Legende werden Frauen, die diese Quelle besuchen, schwanger.“

Ich sah sie ungläubig an. Sie reagierte etwas aufgebracht über meine Zweifel.

„Es ist wirklich wahr! Frauen bekommen drei oder vier Babys, nachdem sie an diesem Ort waren!“

Ich war über ihren festen Glauben und ihre Entschlossenheit bezüglich dieses Themas schockiert.

„Aber woher weißt du von diesem Ort?“, fragte ich.

„Mama Pippa und Tante Fa gehören zu den Erzählerinnen dieser Legende. Sie gehören zu den ältesten Menschen des Wiram-Countrys. Sie sind auch meine Großtanten.“

Es entstand eine Pause.

„Das ist aber ein langer Weg dorthin“, stellte ich fest, nachdem ich auf Google Maps recherchiert hatte. „Es sind circa vierzig Kilometer Entfernung von hier! Wie willst du denn da hinkommen?“

„Ich fahre mit meinem Auto. Morgen früh geht's los. Ich werde bald wieder zurück sein.“

Damit war für sie der Fall abgeschlossen.

. . .

ALSO FUHR Brolga am nächsten Tag in den Keep National Park zu dem Goorrandalng-Berg und von dort zu der Quelle – auch Bingi-Bingi genannt. Wie es die Legende vorschrieb, tanzte sie nach dem Schattenspiel des Coolibahs, so, wie die Zweige sich im Wind bewegten und die Blätter raschelten. Der Staub unter ihren Füßen wirbelte auf wie eine Wolke am Himmel, die sich nach einem kurzen Aufleben wieder ins Nichts verflüchtigte.

ICH WURDE SEHR NERVÖS, als Brolga am folgenden Tag nicht zurückkam. Hatte sie ihr Handy ausgeschaltet oder gab es an diesem besagten Ort kein Netz? Ich wurde immer nervöser und die Angst um sie saß mir im Nacken. Was war mit ihr geschehen? War ihr etwas zugestoßen? War sie irgendwo ganz alleine und brauchte meine Hilfe? Ich hielt die Spannung nicht aus und meldete sie noch am gleichen Abend bei der Polizei als vermisst. Dort sagte man mir, die Suchaktion würde in diesem Fall erst drei Tage nach dem Verschwinden durchgeführt. Brolgas Angelegenheit sei risikoschwach, denn sie sei freiwillig und auf eigene Faust in die Outback gegangen, um spirituelle Erfüllung zu suchen. Das sei bei Aborigines nichts Ungewöhnliches und die Chance, dass sie innerhalb der nächsten Tage wieder auftauchte, sei hoch.

Ich war wütend und gleichzeitig sehr besorgt; die Risikoeinstufung hatte für mich keinen Sinn, denn schließlich handelte sich um ein Menschenleben. Wichtiger noch, es handelte sich um das Leben meiner geliebten Frau!

Am nächsten Morgen startete ich auf eigene Faust in Richtung Keep River National Park. Dort angekommen,

ging ich zu dem besagten Ort. Der Weg war steinig und teilweise mit ausgetrocknetem Gestrüpp bewachsen. Die dünnen und spitzen Zweige rissen mir die Haut an den Beinen auf und ich bereute, dass ich mich am Morgen für Shorts entschieden hatte. Je näher ich kam, desto unruhiger wurde ich. Eine Gruppe ortsansässiger Aborigines, bestehend aus Frauen, Männern und Kindern, näherten sich langsam und stellten sich vor mir auf, als wenn sie mir den Weg versperren wollten.

„Was willst du hier?“

„Ich bin auf der Suche nach meiner Frau. Sie sagte, sie wolle die Bingi-Bingi-Quelle besuchen, sie ist aber seit zwei Tagen verschwunden.“

Sie sahen mich ohne Reaktion an. Verstanden sie mich nicht? Sie hatten mich doch auf Englisch gefragt und ich hatte ihnen gleichermaßen auf Englisch geantwortet!

Endlich trat eine Elder-Frau hervor und stach direkt vor meinem Fuß ihren Stütz-Stock in den Boden.

„Da kannst du nicht hin. Dieser Ort ist nur für Frauen.“

Wieder war ich über so viel Entschlossenheit und Ignoranz über das Verschwinden meiner Frau schockiert. Ich schluckte, war sprachlos. Die körperliche Nähe der Elder-Frau lies mich einen Schritt zurücktreten. Ein Aroma von organisch-erdiger Seife stieg mir in die Nase. Die Aborigines betrachteten mich mit seltsamen, in sich gekehrten Blicken. Sahen sie mich an, oder sahen sie durch mich hindurch? Offensichtlich dachten sie anders als ich, nahmen die Situation aus einer ganz anderen Perspektive wahr, die mir vollkommen schleierhaft war. Was mich noch wütender machte, weil ich nicht verstand, dass man das Verschwinden eines Menschen so leicht nehmen konnte. Vielleicht war sie ja gar nicht verschwunden und sie wussten, wo sie war, wollten es mir nur nicht sagen! Ein Funken

Hoffnung kam in mir auf, der aber gleich wieder erlosch, weil mir fieberhaft bewusst wurde, dass die Verständigung mit den Aborigines ausweglos war.

In meiner grenzenlosen Verzweiflung rannte ich ziellos, ohne Wasser oder Kopfbedeckung durch die heiße Steppe. Rief nach ihr, schrie nach ihr, bis dass meine Stimme versagte, ich nach Wasser lechzte, um dann erschöpft im Schatten eines Baumes zusammenzubrechen. Als ich aus einem koma-ähnlichen Schlaf erwachte, war es kühl und die Dämmerung hatte bereits eingesetzt. Alter, getrockneter Schweiß klebte an meiner Haut und mein Durst brachte mich fast um den Verstand. In einer neu aufkommenden Panik sah ich mich um, schaltete mein Handy an. Es gab Netz, aber der Empfang, um Google Maps zu öffnen, war zu schwach. Trotzdem gab es aber ein Signal! Irritiert setzte ich mich auf. Tausend Fragen schossen durch meinen Kopf. Hatte Brolga tatsächlich ihr Handy ausgeschaltet? Sie hätte doch mit diesem Signal, wenn auch schwach, noch telefonieren können! Zumindest die Notnummer hätte doch noch funktioniert. Wollte sie nicht gefunden werden? Wies sie mich ab? Sie wusste doch, dass ich sie suchen würde. Warum hatte sie mich nicht angerufen, geschweige denn einen Notruf gemacht? Ein neuer Schwächeanfall überkam mich. Qualvolle Zweifel an ihrer Liebe für mich überkamen mich, die mich fast zum Wahnsinn brachten. Ich zwang mich zur Ruhe, verdrängte meine Zweifel und sagte mir immer wieder, dass es gut ausgehen würde; dass ich mich zusammenreißen müsste, um meine geliebte Frau zu finden.

Dank meines jahrelangen arbeitsbedingten Aufenthalts in afrikanischen Wüstengebieten hatte sich mein Orientierungssinn erweitert und verfeinert. So fand ich den Weg zurück zu meinem Auto.

AUCH AM NÄCHSTEN Tag fand ich sie nirgendwo und keiner hatte sie gesehen. Das von der Polizei ausgesandte Suchkommando kam nach drei Tagen endlich an und fahndete in dem gesamten Park nach ihr. Als die Männer und ich an den Coolibah kamen, fanden wir die Spur eines Wirbelwindes. Ein großer Kranich trat hinter dem Baum hervor und tanzte genau, wie Brolga getanzt hatte. Dann breitete der Vogel seine Flügel aus und flog davon. Wir schauten ihm nach, bis er am Horizont nicht mehr zu sehen war. Zu meinem Entsetzen schlossen die Männer des Suchkommandos daraus, dass Brolga für immer verschwunden sein könnte. Ihr Geisterglaube lies mich aufs Neue verzweifeln.

Dann passierte etwas Unglaubliches: Ich traute meinen Augen nicht, als plötzlich die Elders des Wiram-Countrys aus dem Nichts in der Nähe des Collibahs auftauchten und die Legende von Brolga, dem tanzenden Vogel, sangen:

*“Vor langer Zeit,
in der Traumzeit,
gab es eine junge schöne Frau,
Sie war die beste Tänzerin im ganzen Land.
Als die schöne junge Frau
an ihrem Lieblingsplatz
unter dem Coolibah Baum tanzte,
wirbelte sie Staub auf,
erweckte damit die Aufmerksamkeit des
Waiweras,
ein böser Geist,
der in der Milchstraße am Himmel zu Hause war.
Sie war das schönste Wesen,
das er jemals gesehen hatte,
wollte sie in seinem Besitz haben.*

*Er verwandelte sich in einen Wirbelwind,
ein Willy-Willy
kam auf die Erde,
umfasste Brolga,
verschwand mit ihr in den Himmel.
Ihr Stamm suchte sie lange und überall,
bis sie an den Coolibah kamen.
Ein großer Kranich trat hervor.
Dieser tanzte genauso,
wie Brolga es einst tat.
Da wussten sie,
sie hatte sich in einen Kranich verwandelt.*

SEITDEM HEIßT der große australische Vogel Brolga.“



ICH BIN WISSENSCHAFTLER. Als Wissenschaftler befasse ich mich mit Vorkommnissen und Theorien, die sich durch Erfahrungen und Beweise bestätigen lassen. Als ich den Elders zuhörte, schüttelte ich verzweifelt mit dem Kopf.

Abends in meinem Hotel versuchte ich mich zu orientieren. Ich musste die Legende der Elders und deren Glauben in Betracht ziehen, denn die Frau, die ich über alles liebte und mit der ich eine Familie gründen wollte, stammte von dieser Kultur ab. Brolga hatte immer eine starke Verbindung zu ihren Vorfahren ausgedrückt. Der Geist der Aborigines floss in ihrem Blut und war ein Teil ihres Seins. Durch ihren Tanz hatte sie die Wichtigkeit des Spiritualismus übermittelt, der ihrem Leben Sinn gab. Aber sie war auch Europäerin, denn ihr entfremdeter Vater hatte schottische Wurzeln. Ich erinnerte mich an Brolgas starkes Selbstbewusstsein, an ihr Vertrauen und ihre felsenfeste Überzeu-

gung, an diesem Ort schwanger zu werden. Was war mit ihr passiert? Machte sie sich unsichtbar, um den Geist des Ortes in sich eindringen zu lassen? War sie am Ende von einem Tier oder Menschen oder dem Wirbelwind getötet worden?

DAS SUCHKOMMANDO STELLTE die Arbeit nach zwei Wochen ein. Es überraschte mich und ich war froh, dass die Männer nach der Begegnung mit dem Vogel überhaupt noch so lange nach meiner Brolga suchten. Aber ich gab nicht auf. Die Legende hatte mir Hoffnung gegeben, denn sie sprach von einer Verwandlung – nicht von Tod. Ich hatte Hoffnung, dass Brolga wieder auftauchte. Irgendwann und irgendwo. Ich fühlte es.

NACH EINER WEITEREN Woche wurde von dem lokalen Wetteramt ein starkes und für die Jahreszeit völlig ungewöhnliches Tief angekündigt. Die Wetterwarnung bestand aus orkanartigen Windböen, starkem Regen, Überflutungen und Straßensperrungen, besonders im Keep River National Park. Touristen wurde geraten, die Gegend nicht aufzusuchen. Ich hatte keine andere Wahl, als wieder nach Kununurra zurückzufahren. Als ich abends in mein Bett fiel, war ich vollkommen erschöpft.

ETWAS WECKTE mich kurz nach Mitternacht. Ich ging auf den Balkon, um frische Luft zu schnappen und schaute in die Ferne. In der Dunkelheit sah ich die Umrisse einer Frau, die immer näher kam. Ich kniff meine Augen zusammen, um besser sehen zu können, bis ich sie als die Frau erkannte, die ich liebte und suchte: Brolga. Eine Welle von

Schock und Erleichterung durchflutete mich. Ich fühlte, wie sich die Schweißperlen aus jeder Pore meiner Haut herauslösten. Mir wurde heiß und dann kalt. Mein Herz klopfte und ich hielt den Atem an. Als sie endlich vor mir stand, nahm ich sie in meine Arme und streichelte ihren Rücken. Sie kuschelte sich an mich und schien sich geborgen zu fühlen. Ich drückte sie fest an mich. Langsam erholten wir uns beide – sie von ihrem Zittern und ich mich von dem Erstaunen über ihr mysteriöses Erscheinen.

„Wo warst du denn?“

„Ich war bei Bingi-Bingi, der Quelle.“

„Aber wir haben alles dort abgesucht. Du warst nirgendwo!“

„Mein Körper war nicht da, aber mein Geist. Mein guter Geist hat den bösen Geist Waiwera besiegt.“

Es entstand eine lange Pause, in der wir uns eng umschlungen festhielten.

„Ich muss jetzt schlafen“, sagte sie und legte sich ins Bett.

Sie schlief vierzehn Stunden.

Nach dieser seltsamen Nacht fuhr ich mit Brolga ins Krankenhaus, um sie untersuchen zu lassen. Der Arzt stellte fest, dass sie unverletzt und schwanger war. In diesem Moment fühlte ich mich wie ein anderer Mensch. Ein Glücksgefühl von unbeschreiblicher Intensität durchströmte mich. Es fühlte sich an, als wenn sich mein Herz vergrößern und erwärmen würde. Wir hatten ein Kind im Rausche unserer Leidenschaft gezeugt! In Gedanken wog ich das Baby liebevoll in meinen Armen. Ich atmete tief durch, hielt mir die Hand ans Herz und strahlte aus tiefster Seele, als mir bewusst wurde, dass Brolga und ich die Schwangerschaft und die Geburt unseres Kindes gemeinsam erleben würden. Zusammen Eltern werden. Ein

neuer gemeinsamer Lebensabschnitt, der unserer Beziehung noch mehr Grund und Boden geben würde.



SCHON BEVOR DER ARZT in der vierten Woche der Schwangerschaft es bestätigte, wusste Brolga, dass es Zwillinge sind. Sie sagte auch, dass eines der beiden schwach sei.

„Woher weißt du es?“, fragte ich sie verblüfft.

„Meine Verbindung zu beiden ist stark, aber eins gibt mir sonderbare Signale.“

„Was für sonderbare Signale?“

„Sein Lied erreicht mich ohne Melodie.“

„Kannst du es bitte so ausdrücken, dass auch ich es verstehe?“, sagte ich.

„Seine Signale sind unterbrochen und undeutlich.“

„Seine?“

„Ja, unser Junge.“

„Und das andere?“

„Ein Mädchen. Ihre Stimme ist die Stimme der Erde, mit der wir eins sind.“

HEILIGES ERBE

Endlich ist die Nacht vorbei. Die Sonne erhebt sich über dem Horizont wie eine mächtige Herrscherin; entschlossen, erhaben und unbeirrt über ihren Zweck, die Erde vom Bann der Dunkelheit zu lösen und sie schützend in ihrer Pracht erleuchten zu lassen. Ich ziehe mich leise an, während Broлга wach wird. Ich beobachte, wie sich ihre Augäpfel unter den noch geschlossenen Lidern bewegen. Ihre Brust hebt und senkt sich schneller als zuvor und ihre Hände streicheln über ihren geschwollenen Bauch. Als ob sie aus einem tiefen Traum erwacht, der sie mit dem Geist der Erde eins machte, öffnet sie nun ihre Augen und sieht mich aus weiter Ferne an.

„Es wird heute oder morgen passieren“, sind ihre ersten Worte.

„Ich werde mir heute frei nehmen.“ Meine spontane Entscheidung bringt sie zum Lachen.

„Mein Lieber, du bist sehr entschieden.“

„Ich hatte einen unheimlichen Traum“, sage ich.

„Erzähl ihn mir.“

Ich setze mich neben sie und erzähle von der Flut, der

Zerstörung und dann von der Insel mit den Aborigines, von der Dürre und dem Frosch, von seiner Versteinerung, von Jika-Jika und der nächsten Flut.

„Das ist die Legende des Tiddaliks. Du hast sie geträumt?“

„Ich träumte, wie ein Aborigine-Elder sie erzählte. Ich konnte die Worte von seinen Lippen lesen. Aber in meinem Traum hieß der Frosch Toloch, nicht Tiddalik.“

„Tiddalik wird auch Toloch genannt“, erklärt Brolga und sieht mich prüfend an.

„Dann verstehst du es jetzt.“, sagt sie.

„Was verstehe ich?“

„Die nie aufhörende Entstehung der Erde. Die Entwicklung, die sich ständig neu aufbaut.“

„Ich glaube, du redest von Ursache und Wirkung“, sage ich.

Sie lacht. „Ja, so ähnlich.“

Ich liebe es, wenn sie lacht und freue mich, dass ich sie amüsiere.

„Es gibt weder einen Anfang noch ein Ende, richtig? Anfang und Ende sind gesellschaftliche Konstruktionen. Wir sind beständige, ununterbrochene, grenzenlose, unendliche Energie, und Energie hört nie auf, sie wird einfach transformiert.“

„Hier spricht der Wissenschaftler“, sagt sie und bricht in einen neuen Lachanfall aus.

Kurz danach setzen die Wehen ein. Brolgas lachendes Gesicht verzieht sich im Schmerz. Erschrocken renne ich um sie herum, während sie mir beruhigend zuredet. Unglaublich, ihre innere Ruhe. Ich folge ihren Anweisungen, hole ihre Tasche, die schon fertig gepackt bereitsteht und helfe ihr ins Auto. Auf dem Weg ins Krankenhaus durchlebt sie eine zweite Welle von Wehen, ihr Wasser

bricht und die Wehen setzen jetzt regelmäßig alle paar Minuten ein.

„Konzentrier dich auf die Straße“, sagt sie. „Das hier ist meine Angelegenheit!“

„Das hier ist unsere Angelegenheit!“, sage ich, wobei ich das Wort *unsere* betone.

Zwischen Wehen, Schlaglöchern und Insekten, die auf der Windschutzscheibe zerplatzen, bringt uns die Vorfreude auf unsere Kinder zum Lachen, das uns aber vergeht, als Brolga anfängt zu stöhnen. Ich rufe das Krankenhaus an und melde uns an. In meiner Aufregung hebt sich die Tonlage meiner Stimme um eine Oktave.

„Wir warten auf Sie“, sagt die Person am anderen Ende.

„Wir brauchen eine Bahre!“, schreie ich ins Telefon.

„Die steht bereit. Fahren Sie direkt zur Notaufnahme!“

„Es sind Zwillinge!“, schreie ich wieder ins Telefon.

„Das wissen wir doch. Jetzt beruhigen Sie sich und fahren Sie vorsichtig.“

Endlich sind wir da. Zwei Krankenpfleger stehen vor der Notaufnahme mit einer Bahre. Sie öffnen die Beifahrertür und helfen Brolga heraus, die mittlerweile fast ohnmächtig ist. Der Schweiß läuft über ihr Gesicht, ein paar Haarsträhnen kleben an ihrer Stirn und ihr Kleid ist nass. Sie stöhnt wieder, es bricht mir das Herz. Die Pfleger helfen ihr vorsichtig auf die Bahre und tragen meine leidende Frau davon. Ich stehe wie gelähmt da, unfähig, irgendetwas zu tun. Eine Krankenschwester kommt auf mich zu, nimmt mich am Arm und führt mich hinein.

„Setzen Sie sich, während wir Ihre Frau kurz untersuchen.“

„Ich will aber bei der Geburt dabei sein!“

„Ich rufe Sie, sobald es soweit ist.“

„Warum müssen Sie sie untersuchen?“

„Um zu sehen, dass sie die Babys auf natürlichem Weg zur Welt bringen kann oder ob eine Notoperation vorgenommen werden muss.“

„Ein Kaiserschnitt?“ Ich bin so aufgebracht, dass ich die Krankenschwester anschreie.

„Ja.“

„Aber das ginge gegen ihren Willen!“

„Wie gesagt, ich gehe jetzt, um nachzusehen und komme sofort zurück.“

Sie geht und ich sehe ihr nach. Die Sekunden vergehen und jede Minute fühlt sich wie eine Stunde an.

Plötzlich höre ich das Klappern von Stöcken und Schlurfen. Ich sehe den langen, leeren Flur entlang und erkenne zwei alte Frauen, die sich langsam auf mich zu bewegen. In der kalten Sterilität des Krankenhauses und gegen das grelle Licht des sich am Ende des Flures befindenden Fensters wirken die zwei Aborigines-Elder-Frauen grotesk. Ihre Körperhaltung ist gekrümmt und beide stützen sich schwer auf Stöcken ab. Ihre Kleider sind alt und durch vieles Waschen ausgebleichen. Wirres graues Haar und Kinnbehaarung lassen sie wild erscheinen, aber ihr Ausdruck ist entschlossen. Sie halten vor mir an.

„Ich bin Mama Pippa und das ist Tante Fa. Wir sind Brolgas Großtanten und freuen uns, dich in unserem Kreise aufnehmen zu dürfen.“

Verblüfft darüber, dass sie mich kennen, stehe ich auf und bin über die vielen Zahnlücken, die sich in Mama Pippas Mund als große Löcher darbieten, entsetzt. Jedoch lässt mich die Anwesenheit der beiden Frauen etwas entspannen, denn nun kann ich mir die Sorge um Brolga mit ihnen teilen. Ich reiche ihnen die rechte Hand zur Begrüßung, die sie mit ihrer Linken entgegennehmen.

„Wir haben Steine und Sand mitgebracht.“

„Wofür denn?“

„Damit Brolga und die Babys ihre Verbindung zu Country haben.“

Ihre Worte haben tiefen Sinn, den ich momentan wegen meiner Beunruhigung nicht verstehen kann.

„Ich glaube, es gibt Schwierigkeiten. Der Arzt untersucht sie gerade. Sie hat starke Schmerzen.“

Die beiden alten Frauen sehen sich an. Ein solides Verständnis liegt zwischen ihnen. Sie reden miteinander ohne Worte.

„Gibt es ein geistiges Zeichen für ein Totem?“, fragt Tante Fa.

„Ich weiß nicht, das müsst ihr Brolga fragen.“

Eine Tür öffnet sich und die hallenden Schritte der Krankenschwester nähern sich. Sie lächelt.

„Es ist alles in Ordnung. Die Babys können auf natürliche Weise auf die Welt gebracht werden. Brolga ist in den Wehen, aber sie ist okay. Ihr könnt jetzt zu ihr.“

Ich atme erleichtert auf. Mama Pippa dreht sich zu mir um.

„Das ist Frauenangelegenheit.“

„Wie bitte?“ Jetzt werde ich wütend.

Die Krankenschwester mischt sich ein.

„Mama Pippa und Tante Fa, wir respektieren eure Tradition und euren Glauben, aber Michael ist nicht einer von euch. Ihr könnt nicht von ihm erwarten, dass er sich Brolga während der Geburt seiner Kinder fern hält.“

Die Frauen sehen sich wieder in tiefem Einverständnis an.

„Was sagt Brolga dazu?“, fragt Tante Fa.

„Sie will, dass Michael dabei ist.“

„Gut, dann soll es so sein.“

Diese Frauen sind mir unheimlich. Eben noch dachte

ich, ich könnte mir die Sorge um Brolga mit ihnen teilen, aber jetzt reden sie von Sand und Steinen, einem Totem und wollen mich bei der Geburt meiner eigenen Kinder nicht dabei haben! Nannte Brolga sie nicht die Erzählerinnen einer heiligen Legende, an die sie fest glaubt und von dessen Ort sie schwanger zurückkam? Brolga hatte sie vor acht Monaten als Heldinnen dargestellt, worunter ich mir etwas ganz anderes vorstelle.

MEINE FRAU LIEGT KREIDEWEIFß und mit abgedeckten gespreizten Beinen auf dem Bett. Ein Arzt und die Geburtshelferin stehen bei ihr. Sie lächelt mich an.

„Es ist gleich soweit.“

Mama Pippa tritt an ihr Bett und fragt Brolga nach dem Totem.

„Für das Mädchen soll es der Frosch sein und für den Jungen soll es der Aal sein.“

Die Frauen legen zufrieden die Steine vor das Bett und berieseln sie mit Sand. Dabei singen sie leise vor sich hin.

Eine starke Wehe tritt ein und die Geburtshelferin hilft Brolga mit Anweisungen zum Atmen und Schieben. Als der Kopf des ersten Babys erscheint, wird der Gesang der Frauen lauter und begleitet den Jungen ins Leben. Das Mädchen lässt sich Zeit. Ich sitze neben meiner geliebten Frau, halte ihre Hand und wir sprechen leise miteinander.

„Warum hast du den Frosch und den Aal gewählt?“

„Weil sie dir im Traum erschienen sind. Es ist ein Zeichen, das wir ernst nehmen sollen.“

„Und warum den Aal für den Jungen und den Frosch für das Mädchen?“

„Der Frosch kündigt Fruchtbarkeit an. Außerdem ist er wechselwarm, was für Anpassungsfähigkeit spricht.“ Brolga

holt Luft und fährt fort: „Der Aal rät dazu, Gefühle und Triebkräfte zu kontrollieren. Der Aal ist zäh und überlebensfähig.“

„Welchen Vorteil bringt das Totem?“

„Die Kinder werden eine besondere Beziehung zu den Tieren aufbauen. Sie werden sich gegenseitig auf verschiedene Weise beschützen.“

Dann kommt das Mädchen zur Welt. Mama Pippa und Tante Fa singen nun in einer höheren Tonlage. Das Mädchen ist größer und kräftiger als ihr Bruder. Auch ihr Schrei ist lauter. Mama Pippa und Tante Fa segnen die Kinder mit Eukalyptus-Zweigen und verabschieden sich. Endlich bin ich mit Brolga und unseren Babys alleine. Wir sind erschöpft und umarmen uns. Dann wende ich mich unseren Babys zu, die eingewickelt in ihren Bettchen liegen und schlafen.

„Die Kleine soll Jacaranda heißen“, sage ich und streichele ihre Wange.

„Das ist ein schöner Name für ein Mädchen“, sagt Brolga.

„Ja, ich liebe die Bäume und weil sie zur Zeit in Blüte sind, denke ich mir, dass der Name passt.“

„Dann soll unser Junge Orad heißen“, sagt Brolga leise. Sie ist erschöpft und ihre Augen sind schon halb geschlossen.

„Welche Bedeutung hat Orad?“

„Erde.“



ZWEI MONATE vor der Geburt kauften wir uns ein Haus. Es ist geräumig und hell und hat für jedes Kind ein Zimmer. Eine großzügige Holzterrasse führt in einen großen offenen

Garten mit zwei Mangobäumen. Als wir das erste Mal mit unseren Babys nach Hause kamen, saßen Mama Pippa und Tante Fa unter einem der Bäume. Ein kleines Feuer brannte, welches viel Rauch produzierte. Ich stöhnte.

„Sie wollen nur unsere Babys willkommen heißen, dann gehen sie wieder“, erklärte Brolga lachend und legte mir beruhigend die Hand auf den Arm.

Eine kleine Zeremonie mit Eukalyptuszweigen, Rauch, Singen und Tanzen segnete die Ankunft von Jacaranda und Orad ein zweites Mal.

Tante Fa sprach:

„Wir alle sind nur vorübergehende Besucher von diesem Ort. Wir sind auf der Reise. Unser Zweck ist es zu beobachten, zu lernen, zu wachsen und zu lieben - und dann kehren wir nach Hause zurück.“

Dann legten die Frauen kleine, handgemachte Geschenke an die Bettchen der Kinder. Für Jacaranda gab es eine kleine geflochtene Tasche zum Umhängen und Orad bekam einen hölzernen Kinderspeer. Ich war gerührt. Die Frauen berührten mich beim Abschied am Arm und sahen mich eindringlich an, als würden sie in meine Seele sehen wollen. Ein seltsames Gefühl durchflutete mich. Brolga umarmte mich innig. Das erste Mal in meinem Leben fühlte ich mich zugehörig.



ÜBER EIN JAHR ist seitdem vergangen. Jacaranda macht bereits die ersten Schritte, aber Orad lernt es nicht. Seine Koordination ist schlecht und sogar beim Krabbeln fällt er um. Es ist schwierig, Augenkontakt mit ihm aufzunehmen.

Die Monate vergehen und seine körperlichen Funktionen bleiben rückständig. Seine ungewöhnlichen Augenbewegungen, die keinem Muster folgen, geschweige denn fixieren, werden schlimmer. Broлга wird immer ruhiger.

„Wir müssen ihn auf Machado-Joseph-Krankheit untersuchen lassen“, sagt sie eines Abends beim Essen.

„Gibt es die Krankheit in deiner Familie?“

„Ja, meine Mutter ist daran gestorben.“

„Warum hast du mir das nie erzählt?“

„Ich wollte dich nicht beunruhigen.“

Ich denke nach. Die Krankheit ist mir durch meine Arbeit bekannt. Eine Mutation, die auf eine neurodegenerative Krankheit schließt, wurde in der DNS der Gebeine gefunden, die wir untersuchen. Machado-Joseph kommt in diesem Teil der Welt häufig vor. Besonders betroffen ist die Bewegungskoordinationszentrale des Gehirns, was zu unsinnigen Bewegungsmustern, ungewöhnlichen Augenbewegungen, einer Abnahme des Orientierungssinns und Störungen des Wahrnehmungsvermögens führt. Eine Theorie ist, dass die Krankheit asiatischen Ursprungs ist und vor siebentausend Jahren durch den Handel mit den Macassans von Indonesien eingeführt wurde. Die Zeitspanne weicht allerdings von dem Alter der Knochen stark ab, insofern ist die Theorie unwahrscheinlich geworden. Wenn der Hybrid schon an einer neurodegenerativen Krankheit ähnlich der Machado-Joseph litt, dann würde das auf eine Genvariante hindeuten, die von modernen Aborigines und dem Hybrid aus Urzeiten geteilt wird.

Die plötzliche Erkenntnis reißt mich aus meinen Gedanken.

„Enkel haben eine fünfundzwanzigprozentige Chance, das mutierte Gen von einem ihrer Großeltern zu erben.“

„Seine Symptome deuten darauf hin“, sagt Broлга.

„Symptome treten eigentlich frühestens erst ab zehn auf“, erwidere ich nachdenklich und nehme Brolga in den Arm.

Sie sieht mich mit tränenüberströmtem Gesicht an.

„Es heißt aber, dass die Symptome in den nachfolgenden Generationen immer früher auftreten.“

„Ja, das hat damit zu tun, weil die krankheitsauslösende Mutation sich in der Regel mit jeder Generation wiederholt und verlängert.“

Mein wissenschaftliches Denken schlägt zu Trauer und Mitleid um, als mir bewusst wird, dass die Krankheit die Lebensqualität und Lebenserwartung unseres kleinen Orads stark beeinträchtigen wird. Wir umarmen uns im gegenseitigen Trost.

„Das hieße, dass die Krankheit schon in vorherigen Generationen deiner Verwandtschaft vorkam“, schlussfolgere ich.

„Das weiß ich nicht. Tante Fa und Mama Pippa erzählen jedoch von seltsamen Benehmen in der Verwandtschaft.“

„Die Krankheit wurde erst 1972 identifiziert. Insofern konnten sie damals die Symptome keiner Krankheit zuordnen“, erkläre ich.

Eine lange Pause entsteht. Ich fühle, wie sich Brolga auf meine nächste Frage vorbereitet. Ich hebe ihr Gesicht zu mir und schaue sie an.

„Hast du dich schon einmal auf Machado-Joseph-Krankheit testen lassen?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Weil ich meine Tanzkarriere nicht abbrechen will.“

„Aber du hast doch keinerlei Symptome, oder irre ich mich?“

„Wenn ich mit der Krankheit diagnostiziert werde, mit

oder ohne Symptome, muss ich es der Krankenversicherung und der Tanzschule melden. Das würde erstens meine Krankenkassenprämie stark erhöhen und zweitens würde es meine Zukunft als Tänzerin aufs Spiel setzen. Sie würden mich aufgrund meiner genetischen Präposition diskriminieren.“

„Also lebst du lieber in Unwissenheit und lässt es darauf ankommen.“

„Genau. Es gibt weder eine kurative Therapie noch eine Heilung. Warum sollte ich schon ohne Symptome leiden?“, fragt sie.

„Aber wir werden mit Orad leiden“, sage ich.

„Ja, das werden wir.“

„Du stimmst mir doch zu, dass Jacaranda auch auf die Krankheit untersucht werden muss“, sage ich.

„Ich fände es gegenüber meinen Vorfahren respektlos, die DNS meines indigenen Kindes in die Hände von Gentechnikern zu geben.“

„Aber warum denn?“, frage ich.

„DNS-Proben werden häufig für zukünftige Studien verewigt und missbraucht.“

„Wie meinst du das? Wie könnte die DNS-Probe missbraucht werden?“

„Nun ja, es ist unmöglich zu sagen, wer sie benutzt und zu welchem Zweck.“

„An welchen Zweck denkst du dabei?“

„Die DNS-Stichprobe unserer Jacaranda könnte als Repräsentation unserer Völkerschaft verwendet werden“, erklärt Broлга.

„Und was ist das Problem, wenn es so wäre?“

„Das Problem liegt im Mitspracherecht. Der Geist unserer Vorfahren, der in den Genomen unserer Kinder steckt, gehört keiner einzelnen Person. Unter Aborigines

herrscht das Gruppenrecht. Wir brauchen die Erlaubnis unseres Stammes, um unser Wissen und unseren Geist an dritte Personen weiterzugeben.“

„Okay, ich verstehe. Aber wenn wir wüssten, dass Jacaranda Trägerin dieser Krankheit ist, könnten wir uns darauf vorbereiten“, schlage ich vor.

„Durch Orad werden wir lernen, damit umzugehen.“

„Du weigerst dich also, Jacaranda testen zu lassen.“

„Eine positive Diagnose würde ihre Zukunft beeinträchtigen, genau wie bei mir. Wenn wir wüssten, dass sie die Krankheit hat, würden wir immer darauf warten, dass die Symptome auftreten“, sagt Brolga.

„Ich glaube, für mich macht es keinen Unterschied, es zu wissen oder nicht zu wissen. Ich werde immer nach Symptomen an ihr suchen, schon alleine, weil sie Orads Zwillingschwester ist.“

„Unsere Zwillinge sind individuelle Menschen. Jedes Kind hat sein Recht auf ein unbeschwertes und bedingungsloses Leben, egal, wie es sich ihm darbietet.“

Ihre Worte bringen mich zum Nachdenken. Ja, Brolga und ich unterscheiden uns wirklich in unserem Weltbild und unserer Lebenswahrnehmung. Für sie ist alles heilig und sie zeigt Respekt für jedes Lebewesen. Sie lebt friedvoll mit dem, wie es sich ihr präsentiert. Die Fragen, auf die ich Antworten brauche, um existieren zu können, lässt sie unbeantwortet. Sie treibt im Dasein des Gegebenen ohne anzustoßen. Ich bewundere sie.

„Gut“, sage ich. „Ich werde eine DNS-Analyse nur für Orad anfordern. Vorher werde ich einen Vertrag erstellen lassen, dass seine DNS alleine für den Zweck seiner Krankheitsdiagnose verwendet und die Probe danach vernichtet wird.“

Sie lächelt mich an. Nicht als Siegerin oder Besiegte,

sondern auf einer Ebene, die ich nur ganz langsam beginne zu begreifen. Gewinnen oder verlieren gibt es nicht in ihrer Welt. Sicher wurde sie wegen ihres außergewöhnlichen Tanz-Talentes von anderen respektvoll behandelt und fühlte sich daher besonders. Auch als Einzelkind brauchte sie sich nie an einem anderen Menschen zu messen und lernte es nicht, konkurrenzfähig zu sein. Was sie sagt und tut kommt aus tiefer Überzeugung. Es ist ihr egal, wie sie von anderen wahrgenommen wird – sie ist einfach nur sie selbst! Ich glaube, dass diese wunderbare freie Gesinnung auch die Geschichte ihrer Landsleute widerspiegelt, die keine formal-sozialen oder dogmatische Hierarchien kannten wie zahlreiche andere Kulturen unserer Welt, vornehmlich die Westlichen. Was für eine wundervolle Freiheit sie lebt!



ORAD WIRD als Pflegefall im Rollstuhl groß. Er kann weder stehen noch gehen und sogar das Schlucken fällt ihm schwer. Der DNS-Test ergab, dass die Machado-Joseph-Mutation bei ihm voll ausgeprägt ist. Intellektuell ist er unbeeinträchtigt. Er versucht, alles Wissen dieser Erde in kürzester Zeit in sich einzusaugen. Den Tag verbringt er am Computer mit Lesen und Mathematik. Als Hochbegabter verdient er schon als Teenager Geld mit der Erstellung von Software für die Gentechnik. Unter Wissenschaftlern und Genexperten ist er angesehen und auf internationaler Ebene wird er durch seine Software mit den Jahren immer berühmter. Er entwickelt Algorithmen, die solche Enzyme aktivieren, die als DNS-Scheren defekte Gene in In-Vitro befruchteten Embryonen aufspüren und bearbeiten. Diese Algorithmen sind auch dafür programmiert, Gene zu korri-

gieren, die Neigungen zu Alkoholismus, Fettleibigkeit, Diabetes, Kahlheit und Gewalttätigkeit haben. Auch das Aussehen eines Menschen, sei es Haarfarbe oder Größe, könnte mit Hilfe Orads erstellten Algorithmen beeinflusst werden. Seiner Überzeugung nach sollte jedem Menschen ein bestmöglicher Start ins Leben gewährleistet werden.

„Solche Dinge sollten dem Zufall überlassen werden“, sagt seine Mutter.

„Ach, dann lebe erst mal mit dem Zufall, dann änderst du wahrscheinlich deine Meinung“, erwidert Orad, verbittert.

„Aber du ermöglichst, dass genetische Vorteile wie auf einem Markt zu bekommen sind. Für die Zukunft hieße das, dass eine Unter- und Oberklasse von Menschen entsteht. Solche, die es sich nicht leisten können, ihre Babys designen zu lassen, werden die Unterklasse sein. Diese Menschen werden in allen Lebensbereichen diskriminiert werden sei es in der Schule, in der Karriere oder in der Familiengründung. Weil sie die Lasten voriger Generationen tragen, weil sie anfällig für Krankheiten sind und nicht perfekt aussehen. Sie werden die Sklaven derjenigen werden, die im Reagenzglas gezeugt wurden - die Sklaven der genetischen Elite!“

Orad denkt lange nach. Ich weiß, dass er die langzeitlichen Konsequenzen seiner Arbeit nicht sieht, erstens, weil er noch ein junger Mensch ist und zweitens, weil er durch seine Behinderung stark eingeschränkt ist und das Leben um ihn herum an ihm vorbeizieht, ohne daran teilnehmen zu dürfen.

„Mama, ich weiß, dass Papa und du gerne einen gesunden Sohn hättet. Ich könnte euch dabei helfen.“

„Nein, Orad, das kommt nicht in Frage.“

„Warum nicht?“

„Das gesunde natürliche menschliche Genom hat genügend Abwechslung in sich, um jeden Mensch erfolgreich durch die Welt navigieren zu lassen und seine eigene Vision des Glücks zu verwirklichen.“

„Aber ihr könntet die Genbearbeitung nur auf die Vernichtung der Mutation der Machado-Joseph beschränken“, schlägt Orad vor.

„Das geht gegen die Heiligkeit unserer Vorfahren.“

„Sieh mich an und erkläre mir, was du an dem verdammten Gen heilig findest?“

AM ABEND LIEBEN Brolga und ich uns leidenschaftlich. Danach beschließen wir, unserem Familienglück offener entgegenzusehen und über Orads Vorschlag nachzudenken. Er hat sein inneres Gespür sprechen lassen. Das, was er an seinen Eltern über Jahre beobachtete und still in sich aufnahm. Ein kleiner Teil des Ganzen, welches ihn für sein Leben prägt. Unser Sohn sprach das aus, was Brolga und ich nie wagten in Betracht zu ziehen. Ja, wir wünschen uns sehnlichst noch ein weiteres Kind, aber wir haben Angst. Angst davor, unsere moralische Pflicht nicht zu erfüllen, indem wir es darauf ankommen lassen.

„Wenn wir noch ein Baby haben, dann sollten wir sicher stellen, dass es gesund zur Welt kommt“, sage ich zu Brolga, die in Gedanken versunken neben mir liegt.

„Soweit ist es gekommen. Seitdem es die Genbearbeitung gibt, ist es unsere moralische Verpflichtung geworden, nur gesunde Kinder zur Welt zu bringen.“

„Was ist daran nicht gut?“, frage ich.

„In der Natur bringt die Genmanipulation das Gleichgewicht durcheinander. Zum Beispiel ist die Wechselbeziehung und Abhängigkeit der Lebewesen ein Aspekt der

Schöpfung, der respektiert werden sollte. Jede Lebensform hat einen Platz, an den sie angepasst wurde.“

„Aber wir würden es auf Gesundheit beschränken!“, erwidere ich.

„Sogar die kranke Lebensform hat einen Zweck. Das, was wir krank und schwach nennen, gibt anderen Stärke“, erklärt Brolga.

„Genau wie Orad es tut“, sage ich.

Wir umarmen uns. Es tut schrecklich weh, den Jungen leiden zu sehen. Er ist in der Pubertät, aber kann durch seine Behinderung weder eine Schule besuchen noch in Gesellschaft anderer mitwirken. Freunde hat er nur online. Ein Lehrer kommt täglich, um ihn zu Hause zu unterrichten. Ein Pfleger hilft ihm beim Baden und Anziehen. Er schafft es kaum noch, sich alleine von seinem Rollstuhl auf die Toilette zu bewegen.

Jacaranda ist der einzige Lichtblick in seinem Leben, denn sie muntert ihn auf. In den letzten zwei Jahren hat sie einen einzigartigen Humor entwickelt. Es scheint jedoch, als wären ihre Witze nur für ihn, denn gegenüber anderen bleibt sie ernst und kühl. Sie sieht ihrer Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten ähnlich; der einzige Unterschied liegt in ihrer hellen Haut, sie ist im starken Kontrast zu ihren dunkelbraunen, leuchtenden Augen und schwarzem lockigen Haar, das ihr bis auf die Hüften fällt. Nach der Schule ist ihr erster Gang in Orads Zimmer, um von ihrem Tag zu erzählen. Sie lachen und weinen zusammen und trösten sich gegenseitig mit ihrer Liebe.

Wir haben das Glück, das die Harmonie zwischen Brolga und mir an unsere Kinder übergeht. Ich bin überrascht, wie sehr sich Jacaranda und Orad umeinander kümmern. Man sagt allgemein, dass sich besonders zweieiige Zwillinge untereinander allerlei Konkurrenz- und

Machtkämpfen liefern würden, aber auf Jacaranda und Orad trifft das nicht zu. Sie ergänzen sich gegenseitig mit ihrer liebevollen und zärtlichen Fürsorge. Die Tatsache, dass Orad körperlich behindert ist, macht keinen Unterschied in Jacarandas Verhalten ihm gegenüber. Sie beherrscht ihn nie in irgendeiner Weise, sondern hilft ihm mit einem subtilen Hauch von Mitleid, das sie zu verbergen versucht, denn sie weiß, dass er darunter leidet. Aber schon als kleiner Junge blickte er durch sie hindurch, und als sie sieben Jahre alt waren, sagte er zu ihr: „Hör bitte auf, mich zu bemitleiden, oder ich werde dich bemitleiden, weil du mich bemitleidest.“

Sie lachten damals über das Wortspiel. Ein Trick, den Orad oft benutzt, um seine tiefsten Gefühle auszudrücken.

DER ARZT KOMMT EINMAL im Monat, um ihn zu untersuchen. Auf die Fragen des Arztes antwortet er nicht, weil er ungern über sich selbst spricht. Er war schon immer introvertiert, das heißt aber nicht, dass er seiner Familie gegenüber verschlossen ist. Nur im Umgang mit anderen Menschen ist er scheu und zurückhaltend. Daher spricht er nicht gerne über persönliche Dinge und vor allem nicht über seinen Körper, der ihm offensichtlich eine Last ist.

Also übernimmt Jacaranda diese Sache. Schon als Kind antwortete sie in Orads Namen, und das Überraschende war, dass ihre Antworten auf den Punkt genau und detailliert waren. Sie wusste über die Schmerzen ihres Bruders, neue Symptome und Reaktionen auf neue Rezepte Bescheid, wie viel und was er aß und trank, wie oft er auf die Toilette ging, wie viele Stunden Schlaf er im Durchschnitt hatte und ob er gut oder schlecht schlief. So wie sie sich jetzt auch über Orads aufkommendes Sexualbedürfnis

bewusst ist. Ein Thema, über das wir jedoch ganz natürlich und offen in der Familie reden.



AN EINEM TAG lädt Jacaranda eine ihrer Schulkameradinnen ein. Ina ist hübsch und aufgeschlossen und Orad reagiert ungewohnt charmant und zuvorkommend, plaudert und kommt aus sich heraus. Als sie weg ist, verzieht er sich ohne Worte in sein Zimmer zurück, aber Jacaranda schleicht sich abends hinein und tröstet ihn mit Verständnis und einem offenen Gespräch. Sie erzählt uns später, dass Orad still dasaß und vor sich hin starrte. Hilflos sah er auf zu seiner Schwester. „Ach, wie gern möchte ich mich verlieben dürfen, wie alle anderen Jungen eine Freundin haben. Aber welches Mädchen würde sich auf mich einlassen wollen?“

„Ich weiß, was du meinst, aber versuche es mal mit meinen Augen zu sehen. Ich kenne dich und ich weiß, was für ein wunderbarer Mensch du bist. Und wenn ich das sehen kann, dann können es andere auch! Du musst ihnen nur eine Chance geben. Ina mag dich – das ist offensichtlich.“

Orad, sichtlich berührt, räusperte sich etwas verlegen und sagte bedächtig: „Ich weiß, du willst mich trösten, weil du mich liebst, weil du meine Schwester bist. Du hast ja recht, aber nicht alle sehen das so.“

„Wie meinst du denn sehen es die anderen?“, fragte Jacaranda.

„Na ja.“ Orad schien nicht so richtig zu wissen, wie er sich ausdrücken sollte, aber hatte auch aufgrund seiner Schluckbeschwerden Probleme, weiterzureden. Stockend fuhr er fort: „Ich möchte Ina zum Beispiel gerne küssen und

ihren Körper fühlen, aber welches Mädchen will schon von einem Krüppel angefasst werden?“

Stille. Das gerade Gesprochene schlug wie eine Bombe ein, denn es brachte die Ausweglosigkeit seiner Situation brutal an die Oberfläche. Die Geschwister sahen sich an, aus Orads Augen tropften die Tränen und Jacaranda fühlte, wie ihr Herz zerspringen wollte.

„Ich weiß, ich kann Ina in diesem Sinne nicht ersetzen.“

Jetzt weinte auch Jacaranda. Sie reichten sich die Hände. Jacaranda schluckte heftig, um ihre Stimme wiederzugewinnen.

„Schau doch, was du mit deinen Forschungen erreichst – für so viele Menschen. Du gibst nie auf und obwohl du selbst krank bist, sorgst du dich so um andere und ermöglichst ihnen, gesund und glücklich zu sein. Jeder und jede liebt dich dafür!“

Jacarandas Worte kamen tief aus ihrem Herzen, und sie trösteten Orad auf eine wundersame Weise.

TODESTANZ

Fünf Jahre später, der 26. Januar, alljährlicher Australia Day.

Es ist brütend heiß. Eine weitere Hitzewelle hat Australien erreicht. Brolga und die Kinder sind zu einer Protestaktion gegangen. Der Tag, der zum nationalen Feiertag erklärt wurde, ist für viele ein Tag des Schmerzes.

1788 kam die erste britische Flotte in Port Jackson, New South Wales, an und hisste die Flagge. Für die weißen Australier, die seit Generationen hier leben, ist es ein Tag des Feierns. Für viele Aborigines aber gibt es nichts zu feiern und der Tag ist ein Gedenken an einen tiefen Verlust. Der Verlust ihrer souveränen Rechte an ihrem Land, der Verlust von Familie und der Verlust des Rechts, ihre Kultur auszuüben. Viele Aborigines betrachten den Kolonialismus als das Eindringen einer Rasse auf Kosten einer anderen Rasse.

Dabei denke ich an meine Forschungsergebnisse anhand der Knochen, die mittlerweile wieder vergraben sind. Der Fundort ist zu einer heiligen Stätte erklärt worden, geschmückt mit Aboriginal Kunstwerken und einem ständig brennenden Feuer, dessen Rauch die bösen Geister vertreiben soll. Der Hybrid aus Urzeiten war ein aufrecht gehender Mensch gewesen, der höchstwahrscheinlich zu seinem eigenen Schutz in den Bäumen lebte. Sein Rückgrat war gerade und seine Hand- und Fußgelenke zum Klettern und Greifen angepasst. Gentechnisch gibt es keinen hundertprozentigen Beweis, dass dieses Wesen aus anderen Teilen der Welt kam. Somit ist meine Theorie bestätigt, dass der Aborigine in Australien entstanden ist. Ein eigenständiges Volk, das sein Überleben ursprünglich durch Jagen und Sammeln sicherstellte.

Die Einheimischen sind in ihrem vollen Recht, die Übernahme der Europäer nicht zu akzeptieren, weil sie ohne Skrupel überrannt worden sind. Es ist ihnen alles genommen worden, was ihnen wichtig war.

Offiziell soll der Australia Day für alle Australier sein, egal, wo deren persönliche Geschichten anfangen. Der Feiertag soll die verschiedenen Völker der Nation widerspiegeln. Die australischen Einheimischen nennen den Tag jedoch Invasionstag, Tag der Trauer, Überlebenstag und seit 2006 wird er auf Englisch 'Aboriginal Sovereignty Day' genannt. Der letztgenannte Name spiegelt wider, dass alle Aborigine-Völkerschaften souverän sind und im ständigen Kampf für ihre Rechte vereint werden sollten.

DER 26. Januar hat für meine Familie und mich eine weitere Bedeutung. Es ist Orads Todestag. Vor drei Jahren saß er im Garten in seinem Rollstuhl unter einem der Mangobäume

und schloss die Augen. Er schlief friedlich ein und wachte nicht mehr auf. Wir merkten erst, dass er tot war, als wir ihn in sein Bett tragen wollten. Sein Körper erschlafft und leblos, erlöst von seinem ständigen Schmerz, trugen wir ihn in sein Bett.

Jacaranda legte sich neben ihn und streichelte liebevoll sein Gesicht.

„Ich hatte es erwartet“, flüsterte sie. „Der Aal starb in meinem Traum, obwohl er bis zu seinem Tod gegen die Trockenheit kämpfte, indem er sich im Schlamm eingrub. Aber auch der Schlamm trocknete aus.“

SEINEM WUNSCH entsprechend wurde Orads Leiche verbrannt. Er wollte, dass seine kranke DNS vernichtet wurde. Nichts sollte von ihm übrig bleiben als seine Asche, die wir unter den Mangobäumen verstreuten. Es war der Ort seiner Besinnung gewesen.

Zur Trauerfeier kamen viele Menschen. Sie hatten Orad nicht persönlich gekannt, aber sein Engagement in der Gentechnik hatte ihm Ansehen gebracht. Brolga und Jacaranda tanzten zu Ehren Orads auf der dafür errichteten Bühne im Schatten der Mangobäume. Die Sonne senkte sich am Horizont, als die ersten Töne des Orchesters erklangen. Die anfänglich melancholische Musik brachte die tiefen Gefühle der beiden Tänzerinnen an die Oberfläche, die die Audienz aufhorchen ließ und die ihre Aufmerksamkeit jetzt ganz dem Schauspiel auf der Bühne widmete. Geschmeidig und sanft bewegten sich Brolga und Jacaranda zu den hebenden und senkenden Tönen, die in ihrer Ganzheit die Geräusche der Natur wiedergaben.

Jacaranda, bekleidet mit einem Froschkostüm, mimte die Bewegungen des Frosches nach. Sie kauerte auf dem

Boden mit ihren Beinen eng zusammengefaltet und nah am Körper anliegend. Dann setzte sie zum Sprung an. Stück für Stück streckte sie erst ihre Beine und dann ihre Füße durch, währenddem sich ihr Körper aufrichtete. Sie stieß sich mit den Zehenspitzen ab, während sie die Arme ausstreckte und sich so auf die Landung vorbereitete. Nach vorne gebeugt flog sie durch die Luft und schaffte dabei eine beachtliche Entfernung. Diesen Sprung wiederholte sie immer wieder und jedes Mal, wenn sie mit ihren Handflächen auf dem Boden aufkam, wirbelte sie eine Wolke von feinem, glitzerndem Staub auf, der sich in der Luft verteilte und sich langsam im Umfeld niederließ und jedes Wesen zu einem Teil des Ganzen einschloss.

Brolga stellte den Aal dar, Orads Krafttier. Alle Augen waren auf sie gerichtet, als sie sich auf der Bühne liegend hin und her schlängelte. Ihre Arme hielt sie fest an ihren langen schlanken Oberkörper gehalten und ihre Füße waren zusammengebunden. In ihrem erdfarbenen, eng anliegenden und polierten Latexanzug, der sie von Kopf bis Fuß bedeckte, sah sie tatsächlich wie ein Aal aus. Lichtreflexe ließen ihre zweite Haut schimmern, als wenn sie schleimig wäre und jede ihrer gleitenden Bewegungen löste ein Geräusch aus wie ein Aal es tut, wenn er durch den Schlamm schlingert. Sie drehte sich in sich selbst und bildete Kreisel, indem sich ihr Kopf und ihre Füße berührten und dann wieder trennten. In einem spielerischen Tanz umkreiste der Aal den Frosch, während der Frosch von einer Stelle zur anderen hüpfte. Manchmal schaffte der Aal es, durch die Beine des Frosches zu schlüpfen, was die Vorführung jedes Mal zu einem Höhepunkt brachte.

Dann plötzlich schlug die Musik um. Das Orchester verstummte und die tiefen und langgezogenen Töne des

Didgeridoo, begleitet von dem Schlagen der hölzernen Stöcke, schnitten durch die Luft. Es deutete den Übergang vom Leben in den Tod an und die Audienz beobachtete wie das Ende des Aales nahte. Seine Bewegungen wurden langsamer und schwerfälliger und nach einem herzerreißenden Kampf von Hinfallen und Aufrichten blieb er letztendlich zuckend liegen, bis dass er reglos wurde.

Die Zuschauer verstummten in der Tragik des Schauspiels und in Gedenken an Orad. Nach einem langen und bedächtigen Innehalten richtete sich Brolga langsam auf und nahm Jacaranda in den Arm. Sie verbeugten sich vor einer etwas verblüfften Audienz und verließen zusammen die Bühne. Niemand hatte einen solch organischen und dazu so schwermütigen Todestanz erwartet, ganz zu Schweigen von den beiden Tänzerinnen, die viele als die Schwester und Mutter Orads kannten, aber von den tänzerischen Fähigkeiten der beiden Frauen nichts gewusst hatten.

Danach lockerte sich die Atmosphäre auf. Unser kleiner Billy kam aus dem Haus und rannte hüpfend und lachend den Seifenblasen nach, die von Mama Pippa geblasen und von der leichten Luftbrise durch die Menge getragen wurden. Die Seifenblasen waren schneller als Billy und seine Versuche, sie mit seinen kleinen Händchen zu schnappen und platzen zu lassen, schlugen fehl. Die Schwermut der Gemeinde schlug in ein fröhliches Gelächter um. Auch Brolga und Jacaranda amüsierten sich jetzt über Billys unermüdliche Versuche, die Seifenblasen einzuholen. Ihre Gesichter trugen Spuren der Erschöpfung und Trauer und ich erfreute mich daran, sie lächelnd zu sehen.

Ich eröffnete das Buffet mit einer kurzen Rede, in der ich betonte, dass es Orads innigster Wunsch gewesen war, seinen Tod nicht zu betrauern, sondern sein Leben zu

feiern, und dass sein Herz in seinem kleinen Bruder Billy weiterlebte, dem er durch seine Algorithmen ermöglicht hatte, als gesunder Mensch die Welt zu erleben.



WEHMÜTIG BEOBACHTE ich heute das Schattenspiel der Mangobäume auf der blühenden Wiese, in die Orads Asche eingedrungen und mit der Erde eins geworden ist. Jeder Grashalm und jede Blume trägt den Geist meines verstorbenen Sohnes. Brolgas teils unerforschliche aber tiefgründige Weisheit hat Wurzeln in meinen Verstand geschlagen. Sie spendet mir Mut, Trost und Hoffnung. Jedes Wesen hat seinen Zweck in dieser Welt, sei es schwach oder stark. Dagegen hat Billys Dasein Brolga geholfen, die Vereinigung von beiden Realitäten, die Wissenschaft und das Mystische ihres Volkes, zu akzeptieren. Im Stillen danke ich Orad, dass er die Kraft besaß, seinem kleinen Bruder ein gesundes Leben zu schenken und in Liebe und Selbstlosigkeit von uns gegangen zu sein.

ÜBER DIE AUTORIN

Bea Eschen wurde 1964 in Deutschland geboren und ist in Freudenberg mit ihren drei Geschwistern aufgewachsen. Als sie 19 Jahre alt war, wanderte sie aus Deutschland aus. Das passierte aus verschiedenen Gründen; Langeweile (hauptsächlich an ihrem eigenen Leben), Planlosigkeit (karrieremäßig), Gelegenheit (Verwandtschaft im Ausland) und ein nagendes Fernweh, die Welt zu sehen. Die nächsten Jahrzehnte verbrachte sie auf drei verschiedenen Kontinenten: Südafrika, Neuseeland und Australien. Während dieser Jahre machte sie viele Erfahrungen, die Bea zum Schreiben anregen.



[instagram.com/beaeschen](https://www.instagram.com/beaeschen)

WEITERE BÜCHER VON BEA ESCHEN

Orontius, der Gaukler Gottes

Im späten Mittelalter wächst Orontius in einer Bauernfamilie als einziger Sohn seiner Eltern in Armut auf. Nach dem plötzlichen Tod seiner Mutter vertraut ihn sein Vater dem fahrenden Gaukler Eberlein an, um ihn vor Hunger und Not zu schützen. Einzige Bedingung: Eberlein und seine Truppe bringen Orontius zu seinem 15. Geburtstag in ein Kloster nach Siegen. Für den Jungen beginnt eine abenteuerreiche Zeit.

Im Kloster lernt Orontius das Leben der Franziskaner kennen und wird Mönch. Während dieser Zeit begegnet er Gregorius von Metz, mit dem ihn danach eine tiefe Freundschaft verbindet. Jedoch zweifelt er an der Aufrichtigkeit des Vaters Guardian.

Nach über zwei Jahrzehnten verlässt Orontius das Kloster, um seinen Vater aufzusuchen. Dort stellt er fest, dass sich alles verändert hat. Fortan lernt er das Leben in all seiner Brutalität, aber auch in seiner Schönheit kennen.



Der Obstpflücker

Sebastian hat es satt, sich von seinen Eltern und Freunden unverstanden zu fühlen. Er ist schwul und es drängt ihn, aus seinem Alltag auszubrechen und die Welt in einem neuen Licht zu erleben. Eine Chance bietet sich ihm, als Obstpflücker in Australien zu arbeiten. Sofort macht er sich auf eine abenteuerliche Reise, während der er Australien in allen seinen Facetten kennenlernt; vom australischen Gerichtssystem bis in die Tiefe der spirituellen Welt der Aborigines.



George soll wie alle anderen an seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag sterben, weil es das Regime so vorschreibt. Viel Zeit bleibt ihm nicht mehr und um ihn herum passieren grausame Dinge. In einem Klima der Angst und Verzweiflung arbeiten George, seine Familie und die Widerstandsbewegung an einer Alternative, die der Politik ihrer teuflischen Regierung entgegenwirkt. Wird es ihnen gelingen, die Humanität wiederzugewinnen?



Das Leben der Sofia

Sofia, obdachlos und einsam, ist in einer Leere verlorener Träume verblasst. Bei einer zufälligen Begegnung mit einer sterbenden Frau erfährt sie von einem Geheimnis, das ihr Leben in vielerlei Hinsicht verändert. In einer dramatischen Wendung wird Sofia in das Leben anderer hineingezogen, die wie sie um die Überwindung von Armut und Trauer kämpfen.



Ich war einer vieler Sklaven

Die Geschichte spielt im Alten Ägypten. Zu der Zeit regieren die Götter die Menschheit. Das Leben nach dem Tod geht in der geistlichen Welt weiter. Naguib ist ein Sklave und verliebt sich Hals über Kopf in eine Dienerin seiner verehrten Königin. Er erlebt starke sexuelle und spirituelle Kräfte, die ihn über seine Sklavenbrüder erheben und ihn schließlich zu einer wertvollen Ressource in seinem Tempel machen.